



Leseprobe

R.F. Kuang

Im Zeichen der Mohnblume - Die Kaiserin

Roman - Die TikTok-Sensation aus den USA - Die deutsche Ausgabe von »The Dragon Republic«

»Die Geschichte ist originell, mitreißend und erweitert den Horizont der epischen Fantasy!« *Wired*

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 16. November 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die TikTok-Sensation aus den USA! Der 2. Band der epischen Fantasy-Saga in einer Welt voller Kampfkunst, Götter und uralter Magie.

Rin ist auf der Flucht. Noch immer verfolgen sie die Gräueltaten, die sie begangen hat, um ihr Volk zu retten. Sie ist dem Opium verfallen und folgt auf Gedeih und Verderb den tödlichen Befehlen von Phoenix, dem erbarmungslosen Gott, der Rin ihre beängstigende Kraft verliehen hat. Rins einziger Grund weiterzuleben, ist der Wunsch nach Rache an der verräterischen Kaiserin, die ihre Heimat Nikan an ihre Feinde ausgeliefert hat. Rin hat keine andere Wahl, als sich mit dem mächtigen Drachenkriegsherrn zu verbünden. Dieser plant Nikan zu erobern, die Kaiserin zu stürzen und eine neue Republik zu gründen. Rin schließt sich seinem Krieg an. Denn schließlich ist kämpfen das, was sie am besten kann ...

RF Kuang wurde 2020 der Astounding Award for Best New Writer verliehen, der renommiertesten Auszeichnung, die ein Fantasy-Debütautor erlangen kann. Sie wurde auf dem WorldCon als Teil der Hugo-Awards-Zeremonie verliehen.

»Im Zeichen der Mohnblume« bei Blanvalet: 1. Die Schamanin 2. Die Kaiserin 3. Die Erlöserin



Autor

R.F. Kuang

Rebecca F. Kuang wanderte im Jahr 2000 aus Guangzhou, China, in die USA aus. Sie hat einen Bachelor-Abschluss in International History von Georgetown, wo sie sich auf chinesische Militärstrategien, kollektive Traumata und

R. F. KUANG

Im Zeichen der Mohnblume

Die Kaiserin

R. F. Kuang

IM
ZEICHEN
DER
MOHNBLUME

Die Kaiserin

ROMAN

Deutsch von
Michaela Link

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Dragon Republic (2)« bei Harper Voyager, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2019 by Rebecca F. Kuang

Published by Arrangement with Rebecca F. Kuang

This work was negotiated through

Literary Agency Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Sigrun Zühlke

Umschlaggestaltung und -illustration: © Isabelle Hirtz, Inkcraft

HK · Herstellung: sam

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6231-2

www.blanvalet.de

Für:

匡为华 (Kuāng Wéihuá)

匡萌芽 (Kuāng Méngyá)

冯海潮 (Féng Hǎicháo)

钟辉英 (Zhōng Huīyīng)

杜华 (Dù Huá)

冯宝兰 (Féng Bǎolán)

Arlong, acht Jahre zuvor

»Komm schon«, bettelte Mingzha. »Bitte, ich will es sehen.«

Nezha fasste seinen Bruder am pummeligen Handgelenk und zog ihn aus dem flachen Wasser zurück. »Wir dürfen nur bis zu den Seerosen gehen.«

»Aber willst du es denn nicht wissen?«, jammerte Mingzha.

Nezha zögerte. Auch er wollte sehen, was sich in den Höhlen hinter der Biegung befand. Die Grotten des Flusses der neun Windungen waren für die Yin-Kinder seit ihrer Geburt ein Rätsel. Von klein auf hatte man sie vor dem dunklen Bösen gewarnt, das dort im Verborgenen schlief; vor Ungeheuern, die darin lauerten und nur darauf warteten, dass ihnen dumme Kinder ins Maul tappten.

Das allein wäre Anreiz genug für die abenteuerlustigen Yin-Kinder gewesen, aber sie hatten auch Gerüchte von großen Schätzen gehört, von Haufen von Perlen, Jade und Gold, die unter Wasser lagen. Nezhas Klassiklehrer hatte ihm einmal erzählt, dass jedes Schmuckstück, das ins Wasser fiel, unweigerlich in den Flussgrotten landete. Und manchmal, wenn Nezha an einem klaren Tag aus dem Fenster seines Zimmers sah, vermeinte er in den Eingängen der Höhlen glänzendes Metall im Sonnenlicht glitzern zu sehen.

Seit Jahren sehnte er sich danach, die Höhlen zu erkunden, und heute würde er es endlich tun, wenn alle zu beschäftigt waren, um auf die Kinder zu achten. Aber es war seine Aufgabe, Mingzha zu beschützen. Sein Bruder war ihm noch nie anvertraut worden, bis heute war er immer zu jung dafür gewesen. Aber in dieser Woche war Vater in der Hauptstadt, Jinzha an der Akademie, Muzha im fernen Hesperia in den Grauen Türmen, und der Rest des Palastes war wegen Mutters plötzlicher Krankheit derart in Aufruhr, dass die Dienstboten Nezha seinen kleinen Bruder hastig in die Arme gedrückt und beiden gesagt hatten, sie sollten keine Dummheiten machen. Nezha wollte beweisen, dass er der Aufgabe gewachsen war.

»Mingzha!«

Sein Bruder war ins seichte Wasser zurückgewandert. Nezha fluchte und eilte ihm nach. Wie konnte ein Sechsjähriger so schnell sein?

»Jetzt komm schon«, flehte Mingzha, als Nezha ihn um die Taille packte.

»Wir dürfen nicht«, sagte Nezha. »Wir kriegen Ärger.«

»Mutter liegt schon die ganze Woche im Bett. Sie wird es nicht erfahren.« Mingzha drehte sich in Nezhas Griff um und warf ihm ein lausbübisches Lächeln zu. »Ich werde es nicht verraten und die Dienstboten auch nicht. Verrätst du es?«

»Du bist ein kleiner Dämon«, sagte Nezha.

»Ich will nur den Eingang sehen.« Mingzha strahlte ihn hoffnungsvoll an. »Wir müssen gar nicht reingehen. Bitte!«

Nezha gab nach. »Aber wir gehen nur um die Biegung und sehen uns die Höhleneingänge von Weitem an. Und dann kehren wir um, hast du verstanden?«

Mingzha stieß einen Freudenschrei aus und lief platschend ins Wasser. Nezha folgte ihm und bückte sich, um seinen Bruder an die Hand zu nehmen.

Niemand hatte Mingzha je etwas abschlagen können. Er war ein vergnügt kichernder Wonnekloß, der absolute Schatz des Palastes. Vater himmelte ihn an. Jinzha und Muzha spielten mit ihm, wann immer er es wollte, und sie sagten ihm nie, er solle sich verziehen, wie Nezha es so oft zu hören bekam.

Mutter liebte ihn von allen am meisten – vielleicht, weil es ihren anderen Söhnen bestimmt war, Soldaten zu werden, aber Mingzha durfte sie ganz für sich behalten. Sie kleidete ihn in fein bestickte Seide und schmückte ihn mit so vielen Glücksamuletten aus Gold und Jade, dass er beim Gehen klimperte, belastet von der Bürde des Glücks. Die Palastdiener scherzten, dass sie Mingzha immer hören konnten, bevor sie ihn sahen. Nezha wollte Mingzha jetzt aufhalten, damit er seinen Schmuck ablegte, aus Angst, dass er ihn unter Wasser ziehen könne, das ihm bereits bis zur Brust reichte, aber Mingzha stürmte voran, als sei er schwerelos.

»Wir bleiben hier stehen«, entschied Nezha.

Sie waren näher an die Grotten herangegangen als je zuvor in ihrem Leben. Die Höhlenschlünde waren so dunkel, dass Nezha keine zwei Schritte weit hineinspähen konnte, aber die Wände sahen schön glatt aus und schimmerten wie Fischeschuppen in einer Million verschiedener Farben.

»Sieh mal.« Mingzha zeigte auf etwas im Wasser. »Das ist Vaters Umhang.«

Nezha runzelte die Stirn. »Was macht Vaters Umhang am Grund des Flusses?«

Doch das schwere Kleidungsstück, das halb vergraben im Sand lag, gehörte unlegbar Yin Vaisra. Nezha konnte das mit Silberfäden gestickte Drachenwappen auf dem Himmelblau sehen, das nur Mitglieder des Hauses Yin tragen durften.

Mingzha zeigte auf die Grotte, die ihnen am nächsten war. »Er ist da rausgekommen.«

Ein unerklärliches kaltes Grauen kroch Nezha durch die Adern.
»Mingzha, geh da weg.«

»Wieso?« Mingzha watete dickköpfig und furchtlos näher an die Höhle heran.

Das Wasser kräuselte sich.

Nezha streckte die Hand aus, um seinen Bruder zurückzuziehen. »Mingzha, warte ...«

Etwas Riesiges schoss aus dem Wasser.

Nezha sah eine gewaltige dunkle Gestalt – muskulös und zusammengerollt wie eine Schlange –, bevor sich eine hohe Welle über ihm auftürmte und ihn mit dem Gesicht nach unten ins Wasser schleuderte.

Der Fluss hätte nicht tief sein sollen. Das Wasser war Nezha nur bis zur Taille und Mingzha bis zu den Schultern gegangen und immer flacher geworden, je näher sie der Grotte kamen. Aber als Nezha unter Wasser die Augen öffnete, schien die Oberfläche meilenweit entfernt zu sein, und der Grund der Grotte wirkte so ausgedehnt wie der Palast von Arlong.

Am Boden der Grotte schimmerte ein hellgrünes Licht. Er sah Gesichter, wunderschön, aber augenlos. Menschliche Gesichter, eingegraben in den Sand und die Korallen, und ein endloses Mosaik, das mit Silbermünzen, Porzellanvasen und Goldbarren übersät war – ein Bett aus Schätzen, das sich bis tief in die Grotte hinein erstreckte, so weit das Licht reichte.

Er erhaschte eine winzige Bewegung, dunkel vor dem Licht, die so schnell verschwand, wie sie gekommen war.

Mit dem Wasser hier stimmte etwas nicht. Irgendetwas hatte seine Dimensionen ausgedehnt und verändert. Was flach und hell sein sollte, war auf einmal tief; tief, dunkel und schrecklich still.

Durch das Schweigen hindurch hörte Nezha schwach die Schreie seines Bruders.

Er schwamm hektisch nach oben. Es schien ewig zu dauern.

Als er endlich aus dem Wasser auftauchte, waren die Untiefen wieder Untiefen.

Nezha wischte sich keuchend das Flusswasser aus den Augen.
»Mingzha?«

Sein Bruder war verschwunden. Dunkelrote Streifen färbten den Fluss. Einige der Streifen bestanden aus festen klumpigen Brocken. Nezha wusste, was das war.

»Mingzha?«

Das Wasser war ruhig. Nezha stolperte auf die Knie und würgte. Erbrochenes mischte sich mit dem blutigen Wasser.

Er hörte, wie etwas gegen die Felsen klirrte.

Er schaute hin und sah ein goldenes Fußkettchen.

Dann sah er eine dunkle Gestalt, die sich vor den Grotten erhob, und hörte eine Stimme, die aus dem Nichts kam und seine Knochen erzittern ließ.

»Hallo, Kleiner.«

Nezha schrie.

TEIL I

Kapitel I

In der Morgendämmerung lief die *Sturmvogel* durch Nebelschwaden in den Hafen von Adlaga ein. Die Hafenvache war bei einem Angriff der Föderationssoldaten während des Dritten Mohnkrieges zerschlagen worden und hatte sich noch immer nicht davon erholt. Es gab sie praktisch nicht mehr – vor allem nicht für ein Vorratsschiff, das unter der Flagge der Miliz segelte. Ungehindert glitt die *Sturmvogel* an Adlagas Hafenbeamten vorbei und legte so dicht an der Stadtmauer an, wie es ging.

Rin stützte sich am Bug auf und versuchte, das Zittern ihrer Glieder zu verbergen und den pulsierenden Schmerz in ihren Schläfen zu ignorieren. Sie verspürte ein schreckliches Verlangen nach Opium, doch sie durfte keins nehmen. Heute brauchte sie einen klaren Verstand. Daher musste sie nüchtern sein.

Die *Sturmvogel* stieß gegen den Kai. Die Cike versammelten sich auf dem Oberdeck und beobachteten mit gespannter Erwartung den grauen Himmel, während die Minuten verrannen.

Ramsa trommelte mit dem Fuß auf das Deck. »Er ist jetzt schon eine Stunde weg.«

»Geduld«, mahnte Chaghan.

»Vielleicht ist Unegen ja weggelaufen«, bemerkte Baji.

»Er ist nicht weggelaufen«, widersprach Rin. »Er hat gesagt, dass er bis Mittag braucht.«

»Er wäre jedenfalls der Erste, der die Gelegenheit nutzen würde, um uns loszuwerden«, stellte Baji fest.

Damit hatte er nicht ganz unrecht. Unegen, ohnehin der Nervöseste der Cike, beschwerte sich schon seit Tagen über ihre bevorstehende Aufgabe. Rin hatte ihn über Land vorausgeschickt, um ihr Opfer in Adlaga auszuspähen, aber Unegen war noch nicht wieder zurück, und allmählich wurde es knapp.

»Das würde er nicht wagen«, sagte Rin und zuckte zusammen, als ihr die Anstrengung des Sprechens kleine Stiche durch die Schädelbasis jagte. »Er weiß, dass ich hinter ihm her sein und ihm bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren ziehen würde.«

»Hm«, murmelte Ramsa. »Fuchsfell. Ich könnte einen neuen Schal gebrauchen.«

Rin richtete den Blick wieder auf die Stadt. Adlaga war ein merkwürdiges Nebeneinander toter Häuser, halb lebendig und halb zerstört. Eine Seite war unversehrt aus dem Krieg hervorgegangen, die andere so heftig bombardiert worden, dass Rin nur noch Fundamente aus dem verkohlten Gras ragen sah. Die Trennlinie war so sauber, dass manche Häuser wie durchgeschnitten wirkten: eine Hälfte rußgeschwärzt und ohne Wände, die andere schwankend und stöhnend im Meereswind, ohne einzustürzen.

Rin konnte sich kaum vorstellen, dass überhaupt noch jemand in der Stadt lebte. Wenn die Föderation hier so gründlich gewesen war wie in Golyn Niis, dann sollten nur noch Leichen übrig sein.

Endlich stieg ein Rabe aus den schwarzen Ruinen auf. Er kreiste zweimal um das Schiff, dann stieß er auf die *Sturmvogel* hinab, als hätte er eine Beute ins Auge gefasst. Qara hob einen behandschuh-ten Arm. Der Rabe brach seinen Sturzflug ab und schloss die Krallen um ihr Handgelenk.

Qara strich dem Vogel mit dem Fingerrücken über den Kopf und das Gefieder. Der Rabe plusterte sich auf, während sie sich seinen Schnabel ans Ohr hielt. Mehrere Sekunden verstrichen. Qara stand reglos mit geschlossenen Augen da und lauschte aufmerksam auf etwas, das der Rest von ihnen nicht hören konnte.

»Unegen hat Yuanfu ausfindig gemacht«, berichtete Qara.
»Rathaus, in zwei Stunden.«

»Tja, aus dem Schal wird wohl nichts«, bemerkte Baji zu Ramsa. Chaghan zerrte einen Sack an Deck und leerte seinen Inhalt auf die Planken. »Zieht euch um.«

Ramsa hatte die Idee gehabt, dass sie sich mit gestohlenen Milizuniformen verkleiden sollten. Uniformen waren das Einzige, was Moag ihnen nicht hatte verkaufen können, aber sie waren nicht schwer zu finden gewesen. In jeder verlassenem Küstenstadt lagen verfaulende Leichen am Straßenrand, und es waren nur zwei Ausflüge nötig gewesen, um ausreichend nicht verbrannte oder blutgetränkte Kleidungsstücke zu erbeuten.

Rin musste die Ärmel und die Beine ihrer Uniform aufkrempeeln. Es gab kaum Leichen in ihrer Größe. Als sie sich die Stiefel zuschnürte, unterdrückte sie den Drang, sich zu übergeben. Sie hatte das Hemd von einem Leichnam gezogen, der in einem halb verbrannten Scheiterhaufen steckte, und selbst nach drei Wäschen drang der Gestank von verkohltem Fleisch noch durch den Geruch des salzigen Meerwassers.

Ramsa, absurd gewandet in eine Uniform, die dreimal so groß war wie er, salutierte vor ihr. »Wie sehe ich aus?«

Sie bückte sich, um die Schnürsenkel ihrer Stiefel zu verknoten.
»Warum hast du das an?«

»Rin, bitte ...«

»Du kommst nicht mit.«

»Aber ich will ...«

»Du kommst nicht mit«, wiederholte sie. Ramsa war ein Genie, was Munition anging, aber er war auch klein, mager und im Kampf nicht zu gebrauchen. Sie würde nicht ihren einzigen Schießpulver-Tüftler riskieren, nur weil der nicht mit einem Schwert umgehen konnte. »Zwing mich nicht, dich an den Mast zu binden.«

»Och, bitte«, quengelte Ramsa. »Wir sind jetzt schon seit Wochen auf dem Schiff, und ich bin dermaßen seekrank, dass mir schon vom Rumlaufen schlecht wird ...«

»Pech.« Rin zog einen Gürtel durch die Schlaufen um ihre Taille.

Ramsa zog eine Handvoll Raketen aus der Tasche. »Schießt du dann wenigstens die hier ab?«

Rin warf ihm einen strengen Blick zu. »Du scheinst nicht zu verstehen, dass wir Adlaga nicht in die Luft jagen wollen.«

»Nein, ihr wollt nur die Stadtregierung stürzen, das ist ja auch viel besser.«

»Mit so wenig zivilen Opfern wie möglich, und das bedeutet, dass wir dich nicht brauchen.« Rin klopfte auf das Fass, das am Mast lehnte. »Aratsha, würdest du ein Auge auf ihn halten? Pass auf, dass er das Schiff nicht verlässt.«

Ein verschwommenes, grotesk durchscheinendes Gesicht tauchte aus dem Wasser auf. Aratsha verbrachte den größten Teil seiner Zeit im Wasser und beförderte die Schiffe der Cike wie von Zauberhand an ihr Ziel, und wenn er nicht seinen Gott herabrief, zog er es vor, in seinem Fass zu ruhen. Rin hatte seine ursprüngliche menschliche Gestalt noch nie gesehen. Sie war sich nicht sicher, ob er überhaupt noch eine hatte.

Luftblasen stiegen aus Aratshas Mund auf, als er sprach. »Wenn es sein muss.«

»Viel Glück«, murrte Ramsa. »Als ob ich einem verdammten Fass nicht davonlaufen könnte.«

Aratsha legte den Kopf schräg und sah ihn an. »Bitte bedenke, dass ich dich in Sekundenschnelle ertränken könnte.«

Ramsa öffnete den Mund zu einer Erwiderung, aber Chaghan kam ihm zuvor. »Sucht euch was aus.« Stahl klirrte, als er eine Kiste mit Waffen der Miliz auskippte. Baji tauschte unter lauten Beschwerden seine auffällige neunzinkige Harke gegen ein Standardschwert der Infanterie. Suni schnappte sich eine kaiserliche Hellebarde, aber Rin wusste, dass die Waffe nur dazu diente, den Schein zu wahren. Sunis Spezialität bestand darin, anderen mit seinen schildgroßen Händen den Schädel einzuschlagen. Er brauchte sonst nichts.

Rin legte sich einen gebogenen Piratensäbel um. Er entsprach zwar nicht dem Milizstandard, aber Milizschwerter waren zu schwer für sie. Moags Schmiede hatten ihr etwas Leichteres angefertigt. Der Säbel lag ihr noch ungewohnt in der Hand, aber sie rechnete auch nicht damit, dass der Tag mit einem Schwertkampf enden würde.

Wenn es so schlimm wurde, dass sie mitkämpfen musste, würde der Tag mit Feuer enden.

»Also, wiederholen wir noch mal.« Chaghan ließ den Blick seiner hellen Augen über die versammelten Cike wandern. »Wir gehen ganz gezielt vor. Wir töten nur eine Person. Dies ist ein politischer Mord, keine Schlacht. Es werden keine Zivilisten zu Schaden kommen.«

Er warf Rin einen vielsagenden Blick zu.

Sie verschränkte die Arme. »Ich weiß.«

»Auch nicht aus Versehen.«

»*Ich weiß.*«

»Jetzt mach aber mal halblang«, warf Baji ein. »Seit wann machst du so ein Gewese um die Opfer?«

»Wir haben deinem Volk genug Schaden zugefügt«, entgegnete Chaghan.

»Du hast ihm genug Schaden zugefügt«, sagte Baji. »Ich habe die Staudämme nicht zerstört.«

Bei diesen Worten zuckte Qara zusammen, aber Chaghan tat so, als hätte er es nicht gehört. »Zivilisten werden ab jetzt verschont. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Rin zuckte die Achseln. Chaghan spielte gern den Kommandanten, und sie war selten in der Verfassung, sich daran zu stören. Sollte er sie doch herumkommandieren, so viel er wollte. Sie interessierte nur, dass sie diesen Auftrag erledigten.

Drei Monate. Neunundzwanzig Opfer, alle gezielt getötet. Ein weiterer Kopf in einem Sack, und dann würden sie nach Norden segeln, um die letzte Person auf ihrer Liste zu erledigen – die Kaiserin Su Daji.

Rin spürte, wie ihr bei dem Gedanken die Röte den Hals hinaufkroch. Ihre Handflächen wurden gefährlich heiß.

Nicht jetzt. Noch nicht. Sie nahm einen tiefen Atemzug. Dann noch einen, verzweifelter jetzt, als die Hitze sich nur in ihrem Leib ausbreitete.

Baji legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Alles klar bei dir?«

Sie ließ langsam die Luft ausströmen. Zwang sich, von zehn an rückwärts zu zählen und dann bis neunundvierzig in ungeraden Zahlen, und dann wieder zurück in Primzahlen. Diesen Trick hatte Altan ihr beigebracht, und meistens wirkte er auch, zumindest, wenn sie darauf achtete, dabei nicht an Altan zu denken. Die fiebrige Wärme ließ nach. »Es geht mir gut.«

»Und du bist nüchtern?«, fragte Baji.

»Ja«, bekräftigte sie steif.

Baji nahm die Hand nicht von ihrer Schulter. »Bist du dir sicher? Denn ...«

»Ich habe alles im Griff«, blaffte sie. »Los, schnappen wir uns den Mistkerl.«

Vor drei Monaten, als die Cike zum ersten Mal die Insel Speer mit dem Schiff verlassen hatten, hatten sie vor einem kleinen Dilemma gestanden.

Sie konnten nirgendwohin.

Sie wussten, dass sie nicht aufs Festland zurückkehren konnten. Ramsa hatte ziemlich scharfsinnig darauf hingewiesen, dass die Kaiserin bereit gewesen war, die Cike den Wissenschaftlern der Föderation auszuliefern, und infolgedessen nicht sonderlich erfreut darüber sein dürfte, sie lebendig und frei zu sehen. Eine schnelle, heimliche Verpflegungsfahrt in ein Küstennest in der Provinz Schlange bestätigte ihren Verdacht. Ihre Gesichter klebten an der Anschlagtafel des Dorfes. Sie wurden als Kriegsverbrecher bezeichnet. Auf ihre Verhaftung war ein Kopfgeld ausgesetzt – fünfhundert kaiserliche Silberstücke tot, sechshundert lebendig.

Sie hatten so viele Vorratskisten gestohlen wie möglich und die Provinz schleunigst verlassen, bevor sie jemand sah.

Zurück in der Omonod-Bucht hatten sie über ihre Möglichkeiten diskutiert. Das Einzige, worin sich alle einig gewesen waren, war, dass sie die Kaiserin Su Daji töten mussten – die Schlange, das letzte Mitglied der Trifekta und die Verräterin, die ihre Nation der Föderation ans Messer geliefert hatte.

Aber sie waren nur neun Personen – acht ohne Kitay – gegen die mächtigste Frau des Reiches und die vereinten Streitkräfte der kaiserlichen Miliz. Sie hatten kaum Material, nur die Waffen, die sie auf dem Rücken trugen und einen gestohlenen Klipper, der so ramponiert war, dass sie die Hälfte der Zeit damit verbrachten, Wasser aus den unteren Decks zu schöpfen.

Also waren sie an der Küste entlang nach Süden gesegelt, vorbei an der Provinz Schlange in das Gebiet Hahn hinein, bis sie die Hafenstadt Ankhiluun erreicht hatten. Dort waren sie in den Dienst der Piratenkönigin Moag getreten.

Rin war noch nie einem Menschen begegnet, den sie so respektierte wie Moag – das steinerne Miststück, die verlogene Witwe und die skrupellose Herrscherin von Ankhiluun. Sie war eine zur Piratin gewordene Gemahlin, die mit der Ermordung ihres Mannes von der Dame zur Königin aufgestiegen war, und betrieb Ankhiluun schon seit Jahren als illegale Enklave des Außenhandels. Während des Zweiten Mohnkrieges hatte sie gegen die Trifekta gekämpft und wehrte seitdem die Späher der Kaiserin ab.

Sie war nur zu gern bereit, den Cike zu helfen, ihr Daji ein für alle Mal vom Hals zu schaffen.

Als Gegenleistung hatte sie dreißig Köpfe verlangt. Die Cike hatten ihr neunundzwanzig gebracht. Die meisten waren kleine Schmuggler, Kapitäne und Söldner gewesen. Moags wichtigste Einkommensquelle bildete geschmuggeltes Opium, und sie hielt immer nach Opiumhändlern Ausschau, die nicht nach ihren Regeln spielten oder ihr zumindest nicht die Taschen füllten.

Der dreißigste Kopf würde schwieriger werden. Heute hatten Rin und die Cike vor, Adlagas Regierung zu stürzen.

Moag versuchte schon seit Jahren, am Markt von Adlaga Fuß zu fassen. Die kleine Küstenstadt hatte zwar nicht viel zu bieten, aber die Bewohner – viele davon seit der Besetzung durch die Föderation süchtig nach Opiaten – würden mit Freuden ihre gesamten Ersparnisse für Importe aus Ankhiluun ausgeben. Adlaga hatte Moags aggressivem Opiumhandel während der vergangenen zwei Jahrzehnte nur dank ihres besonders wachsamen Stadtvorstehers Yang Yuanfu und seiner Verwaltung widerstanden.

Moag wollte Yang Yuanfu tot sehen. Die Cike waren auf politische Morde spezialisiert. Sie waren wie füreinander bestimmt.

Drei Monate. Neunundzwanzig Köpfe. Nur noch ein Auftrag, dann würden sie Silber, Schiffe und genug Soldaten haben, um die kaiserliche Garde so lange abzulenken, dass Rin zu Daji mar-

schieren und ihr die flammenden Finger um den Hals legen konnte.

War die Hafensicherheit schon lasch, so war die Verteidigung der Stadtmauer praktisch nicht vorhanden. Die Cike überwand Adlagas Mauern vollkommen unbehelligt – was nicht schwer war angesichts der Tatsache, dass die Föderation auf der ganzen Länge riesige Löcher hineingesprengt hatte, von denen keines bewacht war.

Unegen erwartete sie hinter dem Tor.

»Wir haben uns einen guten Tag für einen Mord ausgesucht«, bemerkte er, als er sie in die Gasse führte. »Yuanfu wird heute Mittag bei einer Kriegsgedenkfeier auf dem Marktplatz erscheinen. Er wird in vollem Tageslicht dastehen, und wir können ihn aus dem Schutz der Gassen heraus erledigen, ohne gesehen zu werden.«

Im Gegensatz zu Aratsha zog Unegen seine menschliche Gestalt vor, wenn er nicht gerade die Gestaltwandlerkräfte des Fuchsgeistes beschwor. Aber Rin spürte immer etwas unverkennbar Fuchsartiges in seinem Verhalten. Unegen war sowohl gerissen als auch schreckhaft, seine schmalen Augen huschten unablässig von einer Seite zur anderen und erkundeten alle möglichen Fluchtrouten.

»Dann haben wir also zwei Stunden?«, fragte Rin.

»Etwas mehr. Ein paar Blocks weiter befindet sich ein leer stehendes Lagerhaus«, berichtete er. »Da drin können wir uns verstecken und warten. Dann, äh, können wir uns leichter trennen, falls etwas schiefgeht.«

Rin drehte sich nachdenklich zu den Cike um.

»Wir werden uns an den Ecken des Platzes postieren, wenn Yuanfu kommt«, entschied sie. »Sunu im Südwesten, Baji im Nordwesten, und ich nehme Nordosten.«

»Ablenkungsmanöver?«, fragte Baji.

»Nein.« Normalerweise waren Ablenkungen eine fantastische Idee, und Rin setzte Suni mit Vorliebe dafür ein, so viel Durcheinander wie nur möglich zu stiften, während sie oder Baji sich auf ihr Opfer stürzten und ihm die Kehle aufschlitzten, aber während einer öffentlichen Feier war das Risiko für die Zivilisten zu groß. »Qara wird den ersten Schuss abgeben. Wir anderen machen einen Weg frei zum Schiff, falls sie Widerstand leisten.«

»Geben wir uns immer noch als normale Söldner aus?«, wollte Suni wissen.

»Ja, warum nicht«, entgegnete Rin. Sie hatten das Ausmaß ihrer Fähigkeiten bisher erfolgreich verborgen oder zumindest jeden zum Schweigen gebracht, der Gerüchte hätte verbreiten können. Daji wusste nicht, dass die Cike es auf sie abgesehen hatten. Je länger sie sie für tot hielt, umso besser. »Wir haben diesmal jedoch einen besseren Gegner vor uns als gewöhnlich, also tut, was nötig ist. Hauptsache, wir kriegen einen Kopf in einem Sack.«

Sie holte Luft und überdachte noch einmal den Plan.

Er würde klappen. Alles würde glatt über die Bühne gehen.

Mit den Cike Strategien zu entwerfen war wie Schach mit unberechenbaren, bizarren und kraftstrotzenden Figuren zu spielen. Aratsha befahl das Wasser. Suni und Baji waren Berserker und imstande, ganze Schwadronen auszulöschen, ohne dass ihnen der Schweiß ausbrach. Unegen konnte sich in einen Fuchs verwandeln. Qara sprach nicht nur mit Vögeln, sie konnte auch einem Pfau aus hundert Metern Entfernung ein Auge ausschießen. Und Chaghan ... Sie war nicht ganz sicher, wozu Chaghan imstande war, abgesehen davon, sie auf Schritt und Tritt zu nerven, aber er schien in der Lage zu sein, Leute um den Verstand zu bringen.

Sie alle zusammen gegen einen städtischen Beamten und seine Wachen schien auf den ersten Blick übertrieben.

Aber für Yang Yuanfu, einen der letzten unbestechlichen Beamten im Reich, waren Mordversuche nichts Ungewöhnliches. Er schützte sich mit einer Schwadron der kampferprobtesten Männer der Provinz, wohin er auch ging.

Aufgrund von Moags Berichten wusste Rin, dass Yang Yuanfu im Laufe der vergangenen fünfzehn Jahre mindestens dreizehn Anschläge überlebt hatte. Seine Wachen waren an Verrat gewöhnt. Um an ihnen vorbeizukommen, brauchte man Kämpfer mit unnatürlichen Fähigkeiten. Man konnte es gar nicht genug übertreiben.

Als die Cike im Lagerhaus waren, hatten sie nichts anderes zu tun, als zu warten. Unegen hielt nervös zuckend Wache. Chaghan und Qara saßen schweigend mit dem Rücken an die Bretterwand gelehnt. Suni und Baji standen mit herabhängenden Schultern da, die Arme lässig vor der Brust verschränkt, als warteten sie nur aufs Essen.

Rin saß auf dem Boden, konzentrierte sich auf ihre Atmung und versuchte, den stechenden Schmerz in ihren Schläfen zu ignorieren.

Sie zählte dreißig Stunden, seit sie zum letzten Mal Opium genommen hatte. So lange hatte sie seit Wochen nicht mehr Verzicht geübt. Sie stand auf, ging umher und verschränkte dabei die Hände, um das Zucken zu vertreiben.

Es half nicht. Es linderte auch nicht die Kopfschmerzen.

Mist.

Zuerst hatte sie gedacht, dass sie das Opium nur brauchte, um die Trauer zu betäuben. Sie hatte gedacht, das Opiumrauchen würde ihr Erleichterung verschaffen, bis die Erinnerungen an Speer und Altan zu einem schwachen Schmerz abgeklungen waren, bis sie ohne die erdrückenden Schuldgefühle leben konnte.

Sie hatte *Schuldgefühle* für das richtige Wort gehalten. Das irrationale Gefühl, nicht das moralische Konzept. Sie hatte sich nämlich eingeredet, dass es ihr nicht leidtat, dass die Mugener bekommen hatten, was sie verdienten, und dass sie nicht mehr daran denken würde. Nur dass die Erinnerung sich in ihrem Kopf wie eine gährende Schlucht auftat, in die sie jedes menschliche Gefühl hineingeworfen hatte, das sie bedrohte.

Doch der Abgrund rief nach ihr und drängte sie hinabzuschauen, hinabzustürzen.

Und der Phönix wollte sie nicht vergessen lassen. Der Phönix wollte, dass sie sich freute. Der Phönix lebte von Zorn, und Zorn war unauslöschlich mit der Vergangenheit verbunden. Also musste der Phönix die offenen Wunden in ihrer Seele aufreißen und in Brand stecken, Tag für Tag, denn das bescherte ihr Erinnerungen, und diese Erinnerungen fachten den Zorn an.

Ohne Opium blitzten die Visionen ständig vor Rins innerem Auge auf, oft lebhafter als die Wirklichkeit, die sie umgab.

Manchmal zeigten sie Altan. Meistens taten sie es nicht. Der Phönix war eine Verbindung zu Generationen von Erinnerungen. Tausende und Abertausende von Speerlys hatten in ihrer Trauer und Verzweiflung zu dem Gott gebetet, und der Gott hatte ihr Leid gesammelt, gespeichert und in Feuer verwandelt.

Die Erinnerungen konnten auch trügerisch ruhig sein. Manchmal sah Rin braunhäutige Kinder an einem makellos weißen Strand herumlaufen. Sie sah Flammen weiter oben am Ufer brennen – keine Scheiterhaufen, keine Flammen der Zerstörung, sondern Lagerfeuer. Freudenfeuer. Warme, wohltuende Herdfeuer.

Und manchmal sah sie die Speerlys, genug, um ein blühendes Dorf zu füllen. Es erstaunte sie immer wieder, wie viele es waren, ein ganzes Volk, von dem sie manchmal befürchtete, dass sie es nur erträumt hatte. Wenn der Phönix blieb, konnte Rin sogar

Gesprächsfetzen in einer Sprache auffangen, die sie beinahe verstand, konnte Blicke auf Gesichter erhaschen, die sie beinahe erkannte.

Sie waren nicht die wilden Bestien nikarischer Sagen. Sie waren nicht die stumpfsinnigen Krieger, die zu sein der Rote Kaiser und jede nachfolgende Regierung sie gezwungen hatte. Sie liebten und lachten und weinten an ihren Feuern. Sie waren Menschen.

Aber jedes Mal, bevor Rin in der Erinnerung an eine Herkunft versank, die sie nicht hatte, sah sie am blassen Horizont Boote aus dem Kriegshafen der Föderation auf dem Festland heransegeln.

Was als Nächstes geschah, war ein Nebel von Farben, eine Sammlung von Perspektiven, die zu schnell wechselten, als dass Rin hätte folgen können. Rufe, Schreie, Bewegung. Reihen um Reihen bewaffneter Speerlys am Strand.

Doch es genügte nicht. Der Föderation mussten sie wie Wilde erschienen sein, die mit Stöcken gegen Götter kämpften, und das donnernde Kanonenfeuer steckte das Dorf so schnell in Brand, als hätte man einen Kienspan entzündet.

Die Turmschiffe schossen Gaskugeln mit schrecklich unschuldigen Platzgeräuschen ab. Wo sie auf den Boden trafen, setzten sie große beißende gelbe Rauchwolken frei.

Frauen fielen. Kinder zuckten. Die Reihen der Krieger lösten sich auf. Das Gas tötete nicht sofort; so freundlich waren seine Erfinder nicht gewesen.

Dann begann das Schlachten. Die Föderation feuerte ununterbrochen und wahllos. Mugenische Armbrüste konnten drei Bolzen gleichzeitig abschießen und entfesselten ein unablässiges Trommelfeuer von Metall, das Häuse, Schädel, Glieder und Herzen aufriß.

Vergossenes Blut zeichnete Marmormuster in den weißen Sand. Leichen lagen da, wo sie gefallen waren. Im Morgengrauen mar-

schierten die Föderationsgeneräle ans Ufer. Stiefel stiegen gleichgültig über zerschmetterte Leichen hinweg, rückten vor und rammten ihre Flagge in den blutgetränkten Sand.

»Wir haben ein Problem«, verkündete Baji.

Rin war sofort hellwach. »Was?«

»Sieh selbst.«

Plötzlich hörte sie das Klingen von Glocken – ein fröhliches Geräusch, das in dieser zerstörten Stadt vollkommen fehl am Platz war. Sie drückte das Gesicht an einen Spalt zwischen den Brettern des Lagerhauses. Ein Stoffdrache, von Tänzern mit Zeltstangen hochgehalten, tanzte durch die Menge. Dahinter folgten Tänzer, die Banner und Bänder schwenkten, begleitet von Musikanten und Regierungsbeamten, die in leuchtend roten Sänften getragen wurden. Hinter ihnen war die Menge.

»Du hast gesagt, es würde eine kleine Feier«, bemerkte Rin.
»Keine verdammte Parade.«

»Vor einer Stunde war noch alles ruhig«, beharrte Unegen.

»Und jetzt versammelt sich die ganze Stadt auf dem Platz.« Baji spähte zwischen den Brettern hindurch. »Gilt die Regel ›Keine zivilen Opfer‹ immer noch?«

»Ja«, sagte Chaghan, bevor Rin antworten konnte.

»Spielverderber«, maulte Baji.

»Menschenmengen erleichtern ein gezieltes Attentat«, stellte Chaghan fest. »Man kommt ganz nah heran. Schlägt zu, ohne gesehen zu werden, und verschwindet, bevor die Wachen Zeit haben zu reagieren.«

Rin öffnete den Mund, um zu erwidern: *Das sind immer noch eine Menge Zeugen*, aber die Entzugskrämpfe trafen sie zuerst. Eine Welle des Schmerzes schoss ihr durch die Muskeln. Sie begann in ihrem Bauch und breitete sich aus, so plötzlich, dass ihr für einen

Moment schwarz vor Augen wurde und sie sich nur keuchend die Brust halten konnte.

»Alles in Ordnung?«, fragte Baji.

Galle stieg ihr in die Kehle, bevor sie antworten konnte. Sie würgte. Eine zweite Welle von Übelkeit krampfte ihren Magen zusammen, dann eine dritte.

Baji legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Rin?«

»Mir geht's gut«, beharrte sie zum gefühlt tausendsten Mal.

Es ging ihr nicht gut. Ihr Kopf pochte wieder, und diesmal wurde der Schmerz von einer Übelkeit begleitet, die ihren Brustkorb ergriff und nicht nachließ, bis sie sich krümmte und wimmernd auf die Knie fiel.

Erbrochenes spritzte auf den Boden.

»Planänderung«, bestimmte Chaghan. »Rin, geh zurück zum Schiff.«

Sie wischte sich über den Mund. »Nein.«

»Ich sage dir, dass du in der Verfassung nicht zu gebrauchen bist.«

»Und ich bin deine Kommandantin«, gab sie zurück. »Also halt die Klappe und tu, was ich sage.«

Chaghans Augen wurden schmal. Stille senkte sich über das Lagerhaus.

Rin lieferte sich schon seit Monaten einen Machtkampf mit Chaghan um die Führung der Cike. Er stellte ihre Entscheidungen auf Schritt und Tritt infrage und nutzte jede Gelegenheit, um unmissverständlich klarzumachen, dass Altan seiner Meinung nach eine dumme Entscheidung getroffen hatte, als er sie zur Kommandantin ernannt hatte.

Und Rin wusste, dass er recht hatte.

Sie war eine schreckliche Anführerin. Die meisten ihrer Angriffspläne der letzten drei Monate liefen darauf hinaus, dass alle gleichzeitig angriffen und zusahen, dass sie heil davorkamen.

Aber von ihren Fähigkeiten als Kommandantin einmal abgesehen, musste sie hier sein. Sie musste Adlaga durchziehen. Seit sie Speer verlassen hatten, waren ihre Entzugserscheinungen immer schlimmer geworden. Die ersten Aufträge für Moag hatte sie noch bewältigen können. Dann entfachten die endlosen Morde, die Schreie, die Erinnerungsfetzen an das Schlachtfeld wieder und wieder ihren Zorn, bis sie jeden Tag länger berauscht als nüchtern war, und selbst dann hatte sie das Gefühl, am Rande des Wahnsinns zu stehen, weil der verdammte Phönix einfach keine Ruhe gab.

Sie musste sich selbst aus diesem Sumpf herausziehen. Wenn sie diese grundlegende, einfache Aufgabe nicht lösen konnte, wenn sie einen Stadtvorsteher nicht töten konnte, der noch nicht mal ein Schamane war, dann würde sie wohl kaum der Kaiserin die Stirn bieten können.

Und sie durfte nicht ihre Gelegenheit auf Rache verlieren. Rache war das Einzige, was sie hatte.

»Wage es nicht, diesen Auftrag zu gefährden«, sagte Chaghan.

»Wage es nicht, mich zu bevormunden«, gab sie zurück.

Chaghan seufzte und wandte sich an Unegen. »Kannst du sie im Auge behalten? Ich gebe dir Laudanum.«

»Ich dachte, ich soll zum Schiff zurück«, sagte Unegen.

»Planänderung.«

»Meinetwegen.« Unegen zog eine Schulter hoch. »Wenn es sein muss.«

»Komm schon«, schaltete Rin sich ein. »Ich brauche kein Kindermädchen.«

»Du wirst in der Ecke warten«, befahl Chaghan, ohne darauf einzugehen. »Du wirst Unegen nicht von der Seite weichen. Ihr werdet beide als Verstärkung dienen, und das nur im äußersten Notfall.«

Sie machte ein finsternes Gesicht. »Chaghan ...«

»Im äußersten Notfall«, wiederholte er. »Du hast genug Unschuldige getötet.«

Die Stunde kam. Die Cike huschten einer nach dem anderen aus dem Lagerhaus, um sich unter die sich langsam vorbeischiebende Menge zu mischen.

Rin und Unegen gingen mühelos in Adlagas Masse auf. In den Hauptstraßen drängten sich die Zivilisten, alle in ihre eigenen Sorgen vertieft, und es drangen von überallher so viele Geräusche und Bilder auf Rin ein, dass sie nicht wusste, wo sie hinschauen sollte und eine leichte Panik empfand.

Ein wilder Klangbrei aus Gongs und Kriegstrommeln übertönte die Lautenmusik von der Spitze der Parade. Händler priesen ihre Waren an, wann immer sie um eine Ecke bogen, und schrien Preise mit einer Dringlichkeit, die Rin mit Evakuierungswarnungen in Verbindung brachte. Rotes Feierkonfetti übersäte die Straßen, händeweise von Kindern und Gauklern geworfen, ein Regen roter Papierschnipsel, die jede Oberfläche bedeckten.

»Woher haben sie das Geld dafür?«, murmelte Rin. »Die Föderation lässt sie hungern.«

»Hilfe aus Sineward«, vermutete Unegen. »Mittel zur Feier des Kriegsendes. Hält sie bei Laune und bei der Stange.«

Wohin Rin auch sah, sah sie Essen. Große Wassermelonenwürfel am Spieß. Brötchen mit Rote-Bohnen-Füllung. Stände, die vor Sojasauce triefende Teigtaschen und Lotossamenküchlein verkauften, säumten die Straßen. Händler wendeten Eierkuchen mit geschickten Würfeln in der Luft, und das brutzelnde Öl hätte sie unter anderen Umständen hungrig gemacht, aber jetzt drehte sich ihr bei den starken Gerüchen nur der Magen um.

Diese Überfülle an Nahrung schien ebenso ungerecht wie unmöglich zu sein. Noch vor wenigen Tagen waren sie an Leuten vor-

beigesegelt, die ihre Kinder im Flussschlamm ertränkten, weil das ein schnellerer und barmherziger Tod war, als sie langsam verhungern zu lassen.

Wenn dieses ganze Essen aus Sinegard kam, dann musste die kaiserliche Bürokratie die ganze Zeit über große Lebensmittelvorräte verfügt haben. Warum hatte sie sie der Bevölkerung während des Krieges vorenthalten?

Falls die Bewohner von Adlaga sich die gleiche Frage stellten, so ließen sie es sich nicht anmerken. Alle wirkten so glücklich. Die Gesichter waren entspannt aus schlichter Erleichterung darüber, dass der Krieg zu Ende war, dass das Reich siegreich daraus hervorgegangen war und dass sie in Sicherheit waren.

Und das machte Rin fuchsteufelswild.

Sie hatte immer schon Probleme mit Zorn gehabt, das wusste sie. In Sinegard hatte sie sich ständig zu impulsiven Wutausbrüchen hinreißen lassen und sich um die Folgen später gekümmert. Aber jetzt war Zorn ein Dauerzustand, eine unsäglich Wut, die ihr auferlegt worden war und die sie weder beherrschen noch steuern konnte.

Aber sie wollte auch nicht, dass es aufhörte. Der Zorn war ein Schild. Der Zorn hinderte sie daran, sich an das zu erinnern, was sie getan hatte. Denn solange sie zornig war, war es in Ordnung – sie hatte angemessen gehandelt. Der Zorn hielt sie zusammen. Wenn sie aufhörte, zornig zu sein, würde sie auseinanderbrechen.

Sie versuchte, sich abzulenken, indem sie in der Menge nach Yang Yuanfu und seinen Wachen Ausschau hielt und versuchte, sich auf ihre Aufgabe zu konzentrieren.

Aber ihr Gott ließ sie nicht.

Töte sie, spornte der Phönix sie an. Sie verdienen ihr Glück nicht. Sie haben nicht gekämpft.

Plötzlich sah sie den Marktplatz vor sich in Flammen stehen. Hektisch schüttelte sie den Kopf und versuchte, die Stimme des Phönix auszublenden. »Nein, hört auf ...«

Lass sie brennen.

Hitze loderte in ihren Handflächen auf. Ihr Magen krampfte sich zusammen. Nein – nicht hier, nicht jetzt. Sie presste die Augen zu.

Verwandle sie in Asche.

Ihr Herzschlag beschleunigte sich; ihre Sicht verengte sich zu einem stecknadelgroßen Punkt und dehnte sich wieder aus. Sie fühlte sich fiebrig. Die Menge schien plötzlich voller Feinde zu sein. In einem Augenblick waren die Menschen alle bewaffnete Föderationssoldaten in blauer Uniform; im nächsten waren sie wieder Zivilisten. Rin tat einen tiefen, würgenden Atemzug und versuchte, Luft in ihre Lunge zu zwingen. Sie kniff die Augen fest zusammen und gab dem roten Neben den Befehl, sich zu verziehen.

Diesmal tat er es nicht.

Bei dem Gelächter, der Musik und den lächelnden Gesichtern ringsum wollte sie am liebsten nur noch schreien.

Wie konnten sie es wagen zu leben, wenn Altan tot war? Es schien schrecklich ungerecht, dass das Leben weitergehen und dass diese Leute einen Krieg feiern konnten, den sie nicht selbst gewonnen hatten, für den sie nicht gelitten hatten ...

Die Hitze in ihren Händen wurde stärker.

Unegen packte sie an den Schultern. »Ich dachte, du hättest deinen Scheiß im Griff.«

Sie zuckte zusammen und wirbelte herum. »Das habe ich auch!«, zischte sie. Zu laut. Die Leute wichen vor ihr zurück.

Unegen zog sie an den Rand der Menge, in die Sicherheit der Schatten unter Adlagas Ruinen. »Du erregst Aufmerksamkeit.«

»Es geht mir gut, Unegen, lass mich einfach los ...«

Er tat es nicht. »Du musst dich beruhigen.«

»Ich weiß ...«

»Nein. Ich meine, jetzt sofort.« Er deutete mit dem Kopf hinter sie. »Sie ist hier.«

Rin drehte sich um.

Und da saß die Kaiserin, getragen wie eine Braut in einer Sänfte aus roter Seide.

Kapitel 2

Als Rin Kaiserin Su Daji das letzte Mal begegnet war, hatte sie förmlich vor Fieber gekocht und in ihrem Wahn nichts anderes gesehen als Dajis Gesicht – schön, hypnotisch, mit Haut wie Porzellan und Augen wie Mottenflügeln.

Die Kaiserin war so fesselnd wie immer. Jeder, den Rin kannte, war nach der mugenischen Invasion um ein Jahrzehnt gealtert, abgestumpft und vernarbt, nur die Kaiserin war so blass und alterslos wie je, als lebte sie auf einer transzendenten Ebene, die für Sterbliche unberührbar war.

Rins Atmung beschleunigte sich.

Daji sollte nicht hier sein.

Es sollte nicht so geschehen.

Bilder von Dajis Leichnam blitzten vor ihrem inneren Auge auf. Der Kopf gegen weißen Marmor geschmettert. Der bleiche Hals aufgeschlitzt. Der Leib zu einem Nichts verkohlt – aber sie sollte nicht sofort brennen. Rin wollte es langsam tun, wollte es auskosten.

Zögerlicher Jubel erhob sich aus der Menge.

Die Kaiserin beugte sich durch die Vorhänge der Sänfte und hob eine Hand, die so weiß war, dass sie im Sonnenlicht beinahe schimmerte. Sie lächelte.

»Wir haben gesiegt«, rief sie. »Wir haben überlebt.«

Zorn loderte in Rin auf, so stark, dass sie fast daran erstickte. Sie hatte das Gefühl, als sei ihr Körper mit Ameisenbissen übersät, die sie nicht kratzen konnte – eine Frustration, die in ihr kochte und sie anflehte, sie aus ihr herausbrechen zu lassen.

Wie konnte die Kaiserin am Leben sein? Der schiere Widerspruch erzürnte sie, die Tatsache, dass Altan, Meister Irjah und so viele andere tot waren und Daji aussah, als sei ihr nie ein Haar gekrümmt worden. Sie war das Oberhaupt einer Nation, deren sinnlose Invasion – die sie persönlich veranlasst hatte – Millionen verschlungen hatte, und sie sah aus, als sei sie gerade zu einem Festmahl erschienen.

Rin stürmte los.

Unegen zog sie sofort zurück. »Was hast du vor?«

»Was denkst du denn?« Rin riss sich los. »Ich mach sie kalt. Geh und hol die anderen, ich brauche Verstärkung ...«

»Bist du übergeschnappt?«

»Sie ist hier! So eine gute Gelegenheit kriegen wir nie wieder!«

»Dann lass Qara das machen.«

»Qara hat kein freies Schussfeld«, zischte Rin. Qaras Position in dem zerstörten Glockenturm war zu hoch. Es war unmöglich, von dort einen Pfeil an der Menge vorbei durchs Fenster der Sänfte zu schießen, in der Daji von allen Seiten geschützt war; Schüsse von vorn würden von den Wachen unmittelbar vor ihr abgefangen werden.

Rin machte sich mehr Sorgen, dass Qara *nicht* schießen würde. Sie musste die Kaiserin inzwischen gesehen haben, scheute sich aber vielleicht, in eine Menge Zivilisten zu feuern oder hatte Angst, die Anwesenheit der Cike zu verraten, bevor einer von ihnen ein freies Schussfeld hatte. Qara hatte vielleicht beschlossen, klug zu sein.

Rin scherte sich nicht um Klugheit. Das Universum hatte ihr diese Gelegenheit geboten. Sie konnte das Ganze binnen Minuten beenden.

Der Phönix zerrte eifrig und ungeduldig an ihrem Bewusstsein.
Na los, Kleine ... Lass mich ...

Sie bohrte sich die Fingernägel in die Handflächen. *Noch nicht.*

Der Abstand zwischen ihr und der Kaiserin war zu groß. Wenn sie jetzt in Flammen ausbrach, würden alle auf dem Platz sterben.

Sie wünschte sich verzweifelt, das Feuer besser beherrschen zu können. Oder es überhaupt zu beherrschen. Aber der Phönix stand jeder Beherrschung entgegen. Der Phoenix wollte eine wild lodernde Feuersbrunst, die alles ringsum verzehrte, so weit das Auge reichte.

Und wenn sie den Gott rief, konnte sie ihren eigenen Wunsch nicht mehr von dem des Phönix unterscheiden. Sein Wunsch und ihr Wunsch waren ein Todestrieb, der immer mehr verlangte, um sein Feuer zu nähren.

Sie versuchte, an etwas anderes zu denken, an irgendetwas anderes als an Zorn und Rache. Aber wenn sie die Kaiserin anschaute, sah sie nichts als Flammen.

Daji sah auf. Ihr Blick traf den von Rin. Sie hob die Hand und winkte.

Rin erstarrte. Sie konnte nicht wegsehen. Dajis Augen wurden Fenster, wurden Erinnerungen, wurden Rauch, Feuer, Leichen und Knochen, und Rin spürte, dass sie fiel, fiel in ein schwarzes Meer, in dem sie nichts weiter sah als Altan, wie er sich als menschlicher Leuchtturm auf einem Pier selbst entzündete.

Daji verzog die Lippen zu einem grausamen Lächeln.

Dann gingen ohne Vorwarnung hinter Rin die Knallkörper los – *popp-popp-popp* –, und Rin wäre fast das Herz aus der Brust gesprungen.

Sie schrie auf und hielt sich am ganzen Leib zitternd die Ohren zu.

»Es ist nur Feuerwerk!«, zischte Unegen. Er riss ihr die Hände vom Kopf. »Nur Feuerwerk.«

Aber das bedeutete nichts – sie wusste selbst, dass es nur Feuerwerk war, aber das war ein rationaler Gedanke, und rationale Gedanken waren ohne Belang, wenn sie die Augen schloss und mit jedem lauten Krachen hinter den Lidern Explosionen sah, rudernde Arme, schreiende Kinder ...

Sie sah einen Mann von den Bodendielen eines zerstörten Gebäudes baumeln. Er versuchte mit glitschigen Fingern, sich an schrägen Brettern festzuhalten, um nicht in das zerborstene Holz zu stürzen, das unten wie brennende Speere aufragte. Sie sah Männer und Frauen an den Mauern kleben, mit einem feinen weißen Pulver bestäubt, sodass man sie für Statuen hätte halten können, wenn da nicht der dunkle Umriss des Blutschattens gewesen wäre, der sie umgab ...

Zu viele Menschen. Sie war von zu vielen Menschen eingeschlossen. Sie ließ sich auf die Knie sinken und begrub das Gesicht in den Händen. Als sie das letzte Mal in einer solchen Menschenmenge gewesen war, waren die Leute vor dem Grauen in der Innenstadt von Khurdalain geflohen – ihr Blick schoss hoch und suchte hektisch nach Fluchtwegen, doch sie fand keinen, nur endlose, dichtgepackte Mauern aus Leibern.

Zu viel. Zu viele Bilder, die Information – ihr Verstand setzte aus; Flammen brachen zuckend aus ihren Schultern hervor und zerstoben über ihr in der Luft, wodurch sie nur noch heftiger zitterte.

Da waren immer noch so viele Menschen – sie waren zusammengepresst, eine wogende Masse ausgestreckter Arme, eine namenlose, gesichtslose Wesenheit, die Rin in Stücke reißen wollte ...

Tausende, Hunderttausende – und du bast sie ausgelöscht, bast sie in ihren Betten verbrannt ...

»Rin, hör auf!«, schrie Unegen.

Aber es spielte keine Rolle. Die Menge war vor ihr zurückgewichen. Mütter zerrten ihre Kinder weg. Veteranen zeigten laut rufend mit der Hand auf sie.

Sie schaute an sich hinab. Überall drangen Rauchkringel aus ihr hervor.

Dajis Sänfte war verschwunden. Zweifellos hatte man sie rasch in Sicherheit gebracht; Rins Anwesenheit war ein grelles Warnsignal gewesen. Eine Reihe kaiserlicher Wachen drängte sich durch die überfüllte Straße auf sie zu, die Schilde erhoben, die Speere direkt auf Rin gerichtet.

»Oh Scheiße«, fluchte Unegen.

Rin trat unsicher zurück, die Handflächen ausgestreckt, als gehörten sie einer Fremden. Fremde Finger, die Funken sprühten. Fremder Wille, der den Phönix in diese Welt zog.

Verbrenne sie.

Feuer pulsierte in ihr. Sie spürte, wie sich die Adern hinter ihren Augen dehnten. Durch den Druck schoss ihr ein stechender Schmerz in den Hinterkopf und bescherte ihr ein Feuerwerk vor Augen.

Töte sie.

Der Hauptmann der Garde schrie einen Befehl. Die Miliz stürmte auf sie zu. Dann setzte ihr Verteidigungsinstinkt ein, und sie verlor jede Selbstbeherrschung. Ihr Geist war kurz von ohrenbetäubender Stille erfüllt, dann hörte sie ein hohes Heulen, das siegreiche Lachen eines Gottes, der wusste, dass er gewonnen hatte.

Als sie endlich Unegen anschaute, sah sie keinen Mann, sie sah einen verkohlten Leichnam, ein weiß glänzendes Skelett, von dem sich das Fleisch abschälte; sie sah, wie er zu Asche zerfiel, zu schöner, sauberer Asche, die viel besser war als das komplizierte Durcheinander aus Knochen und Fleisch, aus dem er jetzt bestand ...

»Hör auf!«

Sie hörte keinen Schrei, sondern ein wimmerndes Flehen. Für den Bruchteil einer Sekunde flackerte Unegens Gesicht durch die Asche.

Sie war dabei, ihn zu töten. Sie wusste, dass sie ihn umbrachte, und sie konnte nicht damit aufhören.

Sie konnte nicht einmal ihre Arme und Beine bewegen. Sie stand reglos da, Feuer toste aus ihren Gliedmaßen und hielt sie fest, als sei sie in Stein gehüllt.

Verbrenne ihn, sagte der Phönix.

»Nein, halt ...«

Du willst es.

Sie wollte es nicht. Aber es hörte nicht auf. Warum sollte die Gabe des Phoenix auch nur die leiseste Andeutung von Kontrolle ermöglichen? Es war ein Appetit, der sich nur verstärkte; das Feuer verzehrte und wollte noch mehr verzehren, und Mai'rinnen Tearza hatte sie einmal davor gewarnt, aber Rin hatte nicht auf sie gehört, und jetzt würde Unegen sterben ...

Etwas Schweres legte sich auf ihren Mund. Sie schmeckte Laudanum. Dick, süß und klebrig. Panik und Erleichterung rangen in ihrem Kopf miteinander, während sie würgte und sich wehrte, aber Chaghan presste ihr das getränkte Tuch nur noch fester aufs Gesicht, während ihre Brust sich hob und senkte.

Der Boden schwankte unter ihren Füßen. Sie stieß einen gedämpften Schrei aus.

»Atmen«, befahl Chaghan. »Sei still. Einfach nur atmen.«

Sie würgte an dem widerwärtigen und vertrauten Geruch. Enki hatte es schon so oft für sie hergestellt. Sie gab sich große Mühe, sich nicht zur Wehr zu setzen, unterdrückte ihre natürlichen Instinkte – sie hatte ihnen befohlen, es zu tun, es war so geplant.

Das machte es nicht erträglicher.

Ihre Beine knickten unter ihr ein, und ihre Schultern fielen herab. Sie sank gegen Chaghan.

Er zog sie hoch, legte sich ihren Arm über die Schulter und half ihr zur Treppe. Rauch quoll ihnen in den Weg; die Hitze hatte keine Wirkung auf Rin, aber sie sah, dass die Spitzen von Chaghans weißem Haar sich schwarz färbten und sich kräuselten.

»Verdammt«, stieß er leise aus.

»Wo ist Unegen?«, murmelte sie.

»Es geht ihm gut, er wird schon wieder ...«

Sie wollte darauf bestehen, ihn zu sehen, aber ihre Zunge fühlte sich zu schwer an, um Worte zu bilden. Ihre Knie gaben endgültig nach, aber sie spürte nicht, dass sie fiel. Als das Beruhigungsmittel in ihren Blutkreislauf gelangte, wurde alles hell und luftig, das Reich einer Fee. Sie hörte jemanden brüllen, spürte, wie man sie hochhob und auf den Boden des Sampans setzte.

Es gelang ihr, einen letzten Blick über die Schulter zu werfen.

Am Horizont war die ganze Hafenstadt erleuchtet wie ein Signalfeuer – Lampen brannten auf jedem Deck, Glockenläuten und Rauchzeichen drangen durch die glühende Luft.

Jeder kaiserliche Wachposten konnte diese Warnung sehen.

Rin hatte die Standardcodes der Miliz gelernt. Sie wusste, was die Zeichen bedeuteten. Sie hatten eine Fahndung nach den Thronverrättern angekündigt.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Chaghan. »Du hast uns die ganze Miliz auf den Hals gehetzt.«

»Was werden wir ...« Die Zunge lag ihr schwer im Mund. Sie hatte die Fähigkeit verloren, Worte zu bilden.

Er legte ihr eine Hand auf die Schulter und versetzte ihr einen Stoß. »Runter mit dir.«

Sie fiel ungeschickt in den Hohlraum unter den Sitzen. Als sie die Augen aufriss, sah sie dicht vor ihrer Nase den Holzboden des

Bootes, so nah, dass sie die Jahresringe zählen konnte. Die Linien des Holzes verwirbelten sich zu Tintenbildern, in die sie eintauchte, und dann nahm die Tinte Farbe an und wurde zu einer Welt aus Rot und Schwarz und Orange.

Der Abgrund tat sich auf. Das war nur dann möglich, wenn Rin berauscht war, wenn sie vollkommen die Gewalt über sich verloren hatte und sich nicht mehr gegen die Erinnerung an das Ereignis wehren konnte, an das zu denken sie sich weigerte.

Sie flog über die Langbogeninsel und beobachtete, wie der Feuerberg ausbrach, wie Ströme geschmolzener Lava über den Gipfel quollen und in Bächen zu den Städten hinabströmten.

Sie sah, wie das Leben der Menschen ausgelöscht wurde, wie sie im Nu verbrannten und umfielen und in Rauch verwandelt wurden. Und es war so leicht, als würde man eine Kerze ausblasen oder eine Motte zerquetschen; sie wollte es, und es geschah; sie hatte es kraft ihrer Gedanken getan wie ein Gott.

So lange sie sich aus der unbeteiligten Vogelperspektive daran erinnerte, verspürte sie kein Schuldgefühl. Sie empfand eine schwache Neugier, als hätte sie einen Ameisenhügel in Brand gesteckt oder einen Käfer mit einem Messer aufgespießt.

Es gab keine Schuld, wenn man Insekten tötete, nur die schöne, kindliche Neugier zu beobachten, wie sie sich in ihren Todeskrämpfen wanden.

Dies war keine Erinnerung, keine Vision; es war eine Illusion, die sie für sich selbst beschworen hatte, die Illusion, zu der sie jedes Mal zurückkehrte, wenn sie die Beherrschung verlor und die anderen ihr ein Beruhigungsmittel verabreichten.

Sie wollte es sehen – sie *musste* am Rand dieser Erinnerung tanzen, die sie nicht besaß, musste zwischen der gottgleichen kalten Gleichgültigkeit einer Mörderin und der vernichtenden Schuld der Tat lavieren. Sie spielte mit ihren Schuldgefühlen wie ein Kind, das

die Hand gerade so dicht über eine Kerze hielt, dass es den stechenden Schmerz spürte.

Es war seelische Selbstgeißelung, als würde man einen Nagel in eine offene Wunde bohren. Natürlich kannte sie die Antwort, sie konnte es nur niemandem gegenüber zugeben – dass sie es in dem Moment, in dem sie die Insel versenkt hatte und zur Mörderin geworden war, gewollt hatte.

»Ist alles in Ordnung mit ihr?« Ramsas Stimme. »Warum lacht sie?«

Chaghans Stimme. »Sie wird schon wieder.«

Ja, wollte Rin rufen, ja, es ging ihr gut; sie träumte nur, war nur zwischen dieser Welt und der nächsten gefangen, nur verzückt von den Illusionen dessen, was sie getan hatte. Sie rollte über den Boden des Sampans und kicherte, bis das Lachen sich in lautes, raues Schluchzen verwandelte, und dann weinte sie, bis sie nichts mehr sehen konnte.

Kapitel 3

»Wach auf.«

Jemand kniff sie fest in den Arm. Rin fuhr hoch. Mit der rechten Hand griff sie nach einem Gürtel, der nicht da war, nach einem Messer, das sich im Nebenraum befand, und ihre linke Hand krachte blind seitwärts in ...

»Scheiße!«, schrie Chaghan.

Sie hatte Mühe, sein Gesicht scharf zu sehen. Er wich zurück und streckte ihr die Hände hin zum Zeichen, dass er keine Waffen hielt, sondern nur einen Waschlappen.

Rin fuhr sich hektisch über den Hals und die Handgelenke. Sie wusste, dass sie nicht gefesselt war, aber sie musste sich trotzdem davon überzeugen.

Chaghan rieb sich mit reuiger Miene die sich schnell verfärbende Wange.

Rin entschuldigte sich nicht dafür, dass sie ihn geschlagen hatte. Er hätte es besser wissen müssen. Sie alle wussten es besser. Sie wussten, dass sie sie nicht, ohne zu fragen, berühren durften, dass sie sich ihr nicht von hinten nähern durften und dass sie in ihrer Gegenwart keine plötzlichen Bewegungen oder Geräusche machen durften, wenn sie nicht als ein Stück Kohle enden wollten, das auf den Grund der Omonod-Bucht sank.

»Wie lange war ich bewusstlos?« Sie würgte. Ihr Mund

schmeckte nach Verwesung, und ihre Zunge war so trocken, als hätte sie stundenlang an einem Holzbrett geleckt.

»Zwei Tage«, antwortete Chaghan. »Schön, dass du jetzt aufstehst.«

»Zwei Tage?«

Er zuckte die Achseln. »Ich muss wohl falsch dosiert haben. Wenigstens hat es dich nicht umgebracht.«

Rin rieb sich die trockenen Augen. Klümpchen verhärteten Schleims lösten sich aus ihren Augenwinkeln. Sie erhaschte einen Blick auf ihr Gesicht in dem Nachttischspiegel. Ihre Pupillen waren nicht rot – es dauerte immer eine Weile, bis sie wieder normal waren, wenn sie Opiate genommen hatte –, aber das Weiß ihrer Augen war blutunterlaufen, voller dicker, roter Adern, die sich wie Spinnweben ausbreiteten.

Langsam drangen Erinnerungen in ihr Bewusstsein, kämpften sich durch den Laudanumnebel und ordneten sich. Rin kniff die Augen zusammen und versuchte, das Geschehene von dem Geträumten zu trennen. Mit einem unguuten Gefühl im Magen formten ihre Gedanken sich langsam zu Fragen. »Wo ist Unegen ...?«

»Du hast mehr als die Hälfte seines Körpers verbrannt. Du hättest ihn fast umgebracht«, antwortete Chaghan barsch. Er hatte kein Mitleid für sie übrig. »Wir konnten ihn nicht mitnehmen, daher ist Enki bei ihm geblieben. Sie, äh, kommen nicht zurück.«

Rin blinzelte mehrmals, um klarer sehen zu können. Ihr drehte sich alles, sodass jede Bewegung sie schrecklich verwirrte. »Was? Warum?«

»Weil sie die Cike verlassen haben.«

Es dauerte mehrere Augenblicke, bis das bei ihr ankam.

»Aber – aber das können sie doch nicht machen!« Panik stieg in ihr auf und schnürte ihr die Brust zusammen. Enki war ihr ein-

ziger Arzt und Unegen ihr bester Spion. Ohne sie blieben von den Cike nur noch sechs übrig.

Sie konnte die Kaiserin nicht mit sechs Leuten töten.

»Du kannst ihnen wirklich keinen Vorwurf machen«, sagte Chaghan.

»Aber sie haben es geschworen!«

»Sie haben es Tyr geschworen. Sie haben es Altan geschworen. Sie haben keine Verpflichtung gegenüber jemand Unfähigem wie dir.« Chaghan legte den Kopf schräg. »Ich muss dir wohl nicht sagen, dass Daji davongekommen ist.«

Rin funkelte ihn an. »Ich dachte, du wärest auf meiner Seite.«

»Ich habe gesagt, dass ich dir helfe, Su Daji zu töten«, entgegnete er. »Ich habe nicht gesagt, dass ich dir die Hand halten werde, während du das Leben aller auf diesem Schiff in Gefahr bringst.«

»Aber die anderen ...« Eine plötzliche Furcht packte sie. »Sie halten doch noch zu mir, oder? Sie sind loyal?«

»Es hat nichts mit Loyalität zu tun«, sagte er. »Sie haben Angst.«

»Vor mir?«

»Du kannst wirklich nicht über dich selbst hinaussehen, was?« Chaghan verzog den Mund. »Sie haben Angst vor sich selbst. Als Schamane ist man in diesem Reich sehr einsam, vor allem, wenn man nicht weiß, wann man den Verstand verliert.«

»Ich weiß. Das verstehe ich.«

»Du verstehst überhaupt nichts. Sie haben keine Angst davor, verrückt zu werden, weil sie wissen, dass das passiert und dass sie bald wie Feylen Gefangene in ihrem eigenen Körper sein werden. Und wenn dieser Tag kommt, wollen sie bei den einzigen anderen Menschen sein, die dem ein Ende machen können. Das ist der Grund, warum sie noch hier sind.«

Die Cike merzen die Cike aus, hatte Altan ihr einmal gesagt. Die Cike kümmern sich um sich selbst.

Das bedeutete, dass sie einander verteidigen würden. Es bedeutete außerdem, dass sie die Welt voreinander schützen würden. Die Cike waren wie Kinder, die Zirkus spielten und eine wacklige menschliche Pyramide bauten; sie verließen sich auf die anderen, dass sie sie hielten und nicht in den Abgrund stürzen ließen.

»Es ist deine Pflicht als Kommandantin, sie zu beschützen«, fuhr Chaghan fort. »Sie sind bei dir, weil sie Angst haben und nicht wissen, wo sie sonst hinsollen. Aber mit jeder dummen Entscheidung, die du triffst und deinem völligen Mangel an Selbstbeherrschung bringst du sie in Gefahr.«

Rin stöhnte und hielt sich den Kopf. Jedes Wort war wie ein Dolch in ihren Trommelfellen. Sie wusste, dass sie es vermasselt hatte, aber Chaghan schien es eine außerordentliche Freude zu bereiten, es ihr unter die Nase zu reiben. »Lass mich einfach allein.«

»Nein. Los, raus aus dem Bett und hör auf, dich wie eine verzoogene Göre aufzuführen.«

»Chaghan, bitte ...«

»Du bist ein Wrack.«

»Das weiß ich.«

»Ja, du weißt es seit Speer, aber es wird nicht besser mit dir, sondern schlimmer. Du versuchst, deine Probleme mit Opium zu lösen, und das macht dich kaputt.«

»Ich weiß«, flüsterte sie. »Es ist nur – er ist immer da, er schreit in meinem Kopf ...«

»Dann beherrsche ihn.«

»Ich kann nicht.«

»Warum nicht?« Er stieß einen angewiderten Laut aus. »Altan konnte es.«

»Ich bin aber nicht Altan.« Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. »Ist es das, was du mir sagen wolltest? Ich bin nicht

so stark wie er, ich bin nicht so klug wie er, ich habe nicht die gleichen Fähigkeiten wie er ...«

Er lachte rau. »Ja, das ist klar.«

»Dann übernimm du doch das Kommando. Du benimmst dich ja ohnehin schon so, als hättest du das Sagen, also warum übernimmst du nicht einfach den Posten? Mir ist das scheiß-egal.«

»Weil Altan dich zur Kommandantin bestimmt hat«, antwortete er schlicht. »Und unter uns gesagt, zumindest ich weiß, wie ich sein Vermächtnis zu respektieren habe.«

Das brachte sie zum Schweigen.

Er beugte sich vor. »Das ist die Bürde, die du tragen musst. Also wirst du lernen, dich zu beherrschen, und anfangen, sie zu beschützen.«

»Aber was ist, wenn das nicht möglich ist?«, fragte sie.

Er sah sie ohne Wimpernschlag mit seinen bleichen Augen an. »Ehrlich? Dann solltest du dich umbringen.«

Rin hatte keine Ahnung, was sie darauf antworten sollte.

»Wenn du denkst, dass du ihn nicht besiegen kannst, dann solltest du sterben«, sagte Chaghan. »Denn er wird dich zersetzen. Er wird deinen Körper als Leitung nutzen, und er wird alles niederbrennen, bis es nicht nur Zivilisten und Unegen sind, sondern alle in deiner Nähe, alles, was du je geliebt hast oder was dir wichtig war. Und wenn du deine Welt in Asche verwandelt hast, wirst du dir wünschen, du könntest sterben.«

Als sie endlich ihre körperliche Koordination wiedererlangt hatte und den Flur durchqueren konnte, ohne zu stolpern, ging sie zu den anderen in die Messe.

»Was ist das?« Ramsa spuckte etwas auf den Tisch. »Vogelscheiße?«

»Gojibeeren«, antwortete Baji. »Magst du sie nicht in deinem Haferbrei?«

»Da ist Schimmel drauf.«

»Hier ist überall Schimmel drauf.«

»Aber ich dachte, wir würden neue Vorräte bekommen«, jammerte Ramsa.

»Von welchem Geld?«, fragte Suni.

»Wir sind die Cike!«, rief Ramsa aus. »Wir hätten etwas stehlen können!«

»Na ja, es ist nicht so ...« Baji brach ab, als er Rin in der Tür stehen sah. Ramsa und Suni folgten seinem Blick und verstummten.

Sie starrte sie sprachlos an. Sie hatte gedacht, sie wüsste, was sie ihnen sagen wollte, aber jetzt wollte sie nur noch weinen.

»Na, auch schon wach?«, sagte Ramsa schließlich. Er schob mit dem Fuß einen Stuhl unter dem Tisch hervor, damit sie sich setzen konnte. »Hast du Hunger? Du siehst grauenhaft aus.«

Sie blinzelte ihn an. Ihre Worte kamen als ein heiseres Flüstern heraus. »Ich wollte nur sagen ...«

»Lass es«, unterbrach Baji sie.

»Aber ich wollte ...«

»Lass es«, wiederholte Baji. »Ich weiß, dass es schwer ist. Irgendwann schaffst du es. Altan hat es geschafft.«

Suni nickte in stummer Zustimmung.

Rins Drang zu weinen wurde stärker.

»Setz dich«, lud Ramsa sie sanft ein. »Iss etwas.«

Sie schlurfte zur Theke und versuchte unbeholfen, eine Schale zu füllen. Haferbrei schwappte aus der Kelle aufs Deck. Sie ging zum Tisch, aber der Boden schwankte weiter. Schwer atmend fiel sie auf den Stuhl.

Niemand sagte etwas.

Sie warf einen Blick durch das Bullauge. Sie fuhren mit verblüffender Geschwindigkeit über kabbeliges Wasser. Die Küstenlinie war nirgendwo in Sicht. Eine Welle rollte unter den Planken, und Rin unterdrückte die dazugehörige Übelkeit.

»Haben wir wenigstens Yang Yuanfu erwischt?«, fragte sie nach einer Pause.

Baji nickte. »Suni hat ihn während des Aufruhrs erledigt. Hat seinen Kopf gegen die Mauer geschmettert und seinen Leichnam ins Meer geschleudert, während seine Wachen damit beschäftigt waren, uns von Daji abzuwehren. Ich schätze, die Ablenkungstaktik hat doch funktioniert. Wir wollten es dir sagen, aber du warst, äh, nicht ganz bei dir.«

»Völlig berauscht«, erklärte Ramsa. »Du hast über den Boden gekichert.«

»Ich verstehe«, sagte Rin. »Und jetzt fahren wir zurück nach Ankhiluun?«

»So schnell wir können. Die gesamte kaiserliche Garde ist hinter uns her, aber ich bezweifle, dass sie uns bis in Moags Territorium verfolgen wird.«

»Nein«, murmelte Rin. Sie zog ihren Löffel durch den Brei. Ramsa hatte recht, was den Schimmel betraf. Die grünlich-schwarzen Flecken waren so groß, dass sie das Ganze beinahe ungenießbar machten. Ihr Magen rebellierte. Sie schob die Schale von sich.

Die anderen saßen am Tisch, rutschten nervös herum, blinzelten und sahen alles an, nur sie nicht.

»Ich habe gehört, dass Enki und Unegen ausgetreten sind«, sagte sie.

Die Feststellung traf auf leere Blicke und Achselzucken.

Sie atmete tief durch. »Dann nehme ich an – was ich sagen wollte, war ...«

Baji unterbrach sie, bevor sie weitersprechen konnte. »Wir bleiben.«

»Aber du ...«

»Ich mag es nicht, belogen zu werden. Und ganz besonders hasse ich es, verraten zu werden. Daji kriegt, was sie verdient hat. Ich bringe diese Sache zu Ende, kleine Speerly. Du brauchst keine Angst zu haben, dass ich desertiere.«

Rin sah einen nach dem anderen an. »Was ist mit euch?«

»Altan hat etwas Besseres verdient«, sagte Suni schlicht, als sei das genug.

»Aber du brauchst nicht zu bleiben.« Rin wandte sich an Ramsa. Den jungen, unschuldigen, kleinen, genialen und gefährlichen Ramsa. Sie wollte sich vergewissern, dass er bei ihr blieb, und wusste, dass es egoistisch war, ihn darum zu bitten. »Ich meine, du solltest nicht bleiben.«

Ramsa kratzte seine Schale aus. Er schien nicht das geringste Interesse an dem Gespräch zu haben. »Woanders wäre es mir auf Dauer zu langweilig.«

»Aber du bist noch ein Kind.«

»Pass auf, was du sagst.« Er stocherte sich mit dem kleinen Finger im Mund herum und pulte an etwas, das hinter seinen Backenzähnen klebte. »Du musst begreifen, dass wir Mörder sind. Wenn man sein Leben lang etwas getan hat, ist es schwer, damit aufzuhören.«

»Einmal das, und uns bleibt sonst nur noch das Wüstengefängnis in der Baghra«, bemerkte Baji.

Ramsa nickte. »Ich habe Baghra gehasst.«

Rin erinnerte sich, dass die Cike bei der nikarischen Polizei nicht gerade positiv aufgefallen waren. Und in der zivilisierten Gesellschaft auch nicht.

Aratsha stammte aus einem winzigen Dorf in der Provinz

Schlange, wo die Bewohner einem einheimischen Flussgott huldigten, der sie angeblich vor Überschwemmungen beschützte. Aratsha, ein Novize, der in den Kult des Flussgottes eingeführt worden war, war seit Generationen der erste Schamane, dem gelang, was seine Vorgänger nur behauptet hatten. Dabei ertränkte er versehentlich zwei kleine Mädchen. Er sollte gerade von den Dorfbewohnern gesteinigt werden – denselben Bewohnern, die seine betrügerischen Lehrer gerühmt hatten –, als Tyr, der ehemalige Kommandant der Cike, ihn für die Nachtburg rekrutierte.

Ramsa kam aus einer Familie von Alchemisten, die Schießpulver für die Miliz hergestellt hatten, bis eine unabsichtliche Explosion neben dem Palast seine Eltern das Leben und ihn ein Auge gekostet hatte. Man hatte ihn wegen angeblicher Verschwörung zur Ermordung der Kaiserin in das berüchtigte Wüstengefängnis von Baghra geworfen, bis Tyr ihn aus seiner Zelle geholt hatte, damit er Waffen für die Cike entwickelte.

Rin wusste nicht viel über Baji oder Suni. Sie wusste, dass sie beide früher einmal Schüler in Sinegard gewesen waren und Kulturkurse belegt hatten. Sie wusste, dass sie von der Schule verbannt worden waren, als etwas schrecklich schiefgegangen war. Sie wusste, dass sie beide in Baghra gesessen hatten. Mehr wollte keiner von ihnen erzählen.

Die Zwillinge Chaghan und Qara waren genauso geheimnisvoll. Sie stammten nicht aus dem Reich. Sie sprachen Nikara mit einem singenden Hinterländerakzent. Doch wenn man sie nach ihrer Heimat fragte, erhielt man nur ausweichende Antworten. *Die Heimat ist sehr weit entfernt. Unsere Heimat ist die Nachtburg.*

Rin verstand, was sie sagen wollten. Wie die anderen hatten sie einfach keinen anderen Ort, wo sie hinkonnten.

»Was ist los?«, fragte Baji. »Das klingt, als wolltest du, dass wir gehen.«

»Das ist es nicht«, versicherte Rin ihm. »Es ist nur ... Ich kann ihn nicht loswerden. Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Ich habe Angst, dass ich euch etwas antue. Adlaga wird nicht das Ende sein. Ich kann den Phönix nicht zum Verschwinden bringen, und ich kann ihm nicht Einhalt gebieten, und ...«

»Weil das alles neu für dich ist«, unterbrach Baji sie. Er klang freundlich. Wie konnte er so freundlich sein? »Das haben wir alle durchgemacht. Sie wollen ständig deinen Körper benutzen. Und du denkst, dass du an der Schwelle des Wahnsinns stehst, dass dies der Augenblick ist, in dem du endgültig durchdrehst, aber so ist es nicht.«

»Woher weißt du das?«

»Weil es mit jedem Mal leichter wird. Irgendwann lernt man, am Abgrund des Wahnsinns zu leben.«

»Aber ich kann nicht versprechen, dass ich nicht ...«

»Das wirst du nicht. Und wir werden einen neuen Angriff auf Daji planen, und noch einen und noch einen. Wir werden sie so oft angreifen, wie es nötig ist, bis sie tot ist. Tyr hat uns nicht aufgegeben. Wir werden dich nicht aufgeben. Das ist der Grund, warum es die Cike gibt.«

Sie sah ihn erschüttert an. Das verdiente sie nicht, was immer es war. Es war keine Freundschaft. Die verdiente sie nicht. Es war auch keine Loyalität. Die verdiente sie noch weniger. Aber es war Kameradschaft, eine Verbindung, die durch gemeinsamen Verrat entstanden war. Die Kaiserin hatte sie für einen Spottpreis an die Föderation verkauft, und keiner von ihnen konnte ruhen, bis die Flüsse rot waren von Dajis Blut.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Dann sei einfach still und hör auf, dich so anzustellen.« Ramsa schob die Schale wieder vor sie hin. »Iss deinen Brei. Schimmel ist nahrhaft.«

Die Nacht senkte sich über die Omonod-Bucht herab. Die *Sturmvogel* schoss im Schutz der Dunkelheit die Küste entlang, getragen von einer schamanischen Macht, die so gewaltig war, dass sie binnen Stunden ihre kaiserlichen Verfolger abgeschüttelt hatte. Die Cike verteilten sich – Qara und Chaghan gingen in ihre Kabine, wo sie fast ihre gesamte Zeit verbrachten, abgeschirmt von den anderen, Suni und Ramsa bezogen für die Nachtwache Posten auf dem Vordeck, und Baji legte sich in seine Hängematte im Schlafraum.

Rin schloss sich in ihrer Kajüte ein, um einen geistigen Kampf mit einem Gott auszufechten.

Ihr blieb nicht viel Zeit. Die Wirkung des Laudanums war fast verfliegen. Sie klemmte einen Stuhl unter den Türknauf, setzte sich auf den Boden, presste den Kopf zwischen die Knie und wartete darauf, die Stimme eines Gottes zu hören.

Sie wartete darauf, in den Zustand zurückzukehren, in dem der Phönix vollkommene Herrschaft wollte und ihre Gedanken niederschrie, bis sie gehorchte.

Diesmal würde sie zurückschreien.

Sie legte ein kleines Jagdmesser neben ihr Knie. Dann kniff sie die Augen zusammen. Sie spürte, wie der letzte Rest des Laudanums durch ihren Blutkreislauf strömte und der Nebel in ihrem Gehirn sich lichtete. Sie spürte den Krampf, der ihr beständig den Magen zusammenschnürte. Sie spürte neben der beängstigenden Möglichkeit von Nüchternheit *Bewusstsein*.

Sie kehrte immer zu demselben Moment vor Monaten zurück, als sie auf Händen und Knien in dem Tempel auf der Insel Speer gelegen hatte. Der Phönix genoss den Moment, denn für den Gott war er der Höhepunkt zerstörerischer Macht. Und er brachte sie immer wieder dorthin zurück, denn er wollte sie glauben machen, dass die einzige Möglichkeit, sich mit diesem Grauen zu versöhnen, darin bestand, die Aufgabe zu Ende zu bringen.

Der Phönix wollte, dass sie dieses Schiff verbrannte und alle darauf tötete. Dann sollte sie einen Weg an Land finden und beginnen, auch das zu verbrennen; wie eine kleine Flamme, die die Ecke eines Blattes Papier entzündete, sollte sie landeinwärts ziehen und alles niederbrennen, bis nichts mehr übrig war als eine leere Fläche aus Asche.

Und dann würde sie rein sein.

Sie hörte eine Sinfonie von Schreien, von vielen Stimmen wie von einzelnen Stimmen, von Speerly- oder Mugini-Stimmen – es spielte keine Rolle, da wortlose Qual keine Sprache besaß.

Sie konnte es nicht ertragen, dass sie gleichzeitig Zahlen und doch keine Zahlen waren. Die Linie verschwamm immer wieder, und das war schrecklich, denn so lange sie Zahlen waren, war es nicht so schlimm, aber wenn sie *Menschen* wurden, war die Multiplikation unerträglich ...

Dann verdichteten die Schreie sich zu Altan.

Sein Gesicht zersplitterte entlang der Risse in der verkohlten Haut, seine Augen brannten orangefarben, schwarze Tränen hinterließen Streifen auf seinem Gesicht, Feuer riss ihn von innen her auf – und sie konnte nichts dagegen tun.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie. »Es tut mir leid, es tut mir leid, ich habe es versucht ...«

»Du hättest es sein sollen«, erwiderte er. Seine Lippen warfen Blasen, rissen auf und fielen ab, sodass der Knochen freilag. »Du hättest sterben sollen. Du hättest in Flammen aufgehen sollen.« Sein Gesicht wurde Asche, wurde ein Totenschädel, der sich an ihren presste; knochige Finger legten sich ihr um den Hals. »Du hättest es sein sollen.«

Dann wusste sie nicht mehr, ob ihre Gedanken seine oder ihre eigenen waren, nur dass sie so laut waren, dass sie alles in ihrem Kopf übertönten.

Ich will, dass du leidest.

Ich will, dass du stirbst.

Ich will, dass du brennst.

»Nein!« Sie rammte sich das Messer in den Oberschenkel. Der Schmerz, ein blendendes Weiß, das alles aus ihrem Geist vertrieb, bot nur eine Atempause, danach würde das Feuer zurückkehren.

Sie hatte versagt.

Sie hatte auch beim letzten Mal und beim vorletzten Mal versagt. Sie hatte bei jedem Versuch versagt. Sie wusste nicht, warum sie es überhaupt noch versuchte, außer um sich mit dem Wissen zu foltern, dass sie keine Gewalt über das Feuer hatte, das in ihrem Kopf tobte.

Die Stichwunde gesellte sich zu einer Reihe offener Wunden an Armen und Beinen, die sie sich Wochen zuvor zugefügt hatte und offen hielt, denn obwohl der Schmerz nur vorübergehend war, war er neben Opium die einzige Möglichkeit, die ihr einfiel.

Und dann konnte sie nicht mehr denken.

Es ging jetzt ganz automatisch, und es fiel ihr alles so leicht – das Opiumklümpchen zwischen den Handflächen zu rollen, der Funke der aufflackernden Flamme und dann der Geruch von kandierten Süßigkeiten, der etwas Faules überdeckte.

Das Schöne an Opium war, dass alles bedeutungslos wurde, sobald man es inhalierte, und dass sie sich stundenlang der Verantwortung der Existenz entziehen konnte.

Sie zog an der Pfeife.

Die Flammen wichen zurück. Die Erinnerungen verschwanden. Die Welt hörte auf, ihr wehzutun, und selbst die Frustration der Kapitulation verblasste zu einem dumpfen Nichts. Das Einzige, was blieb, war der süße, süße Rauch.

Kapitel 4

»Hast du gewusst, dass es in Ankhiluun ein besonderes Regierungsamt gibt, dessen Aufgabe es ist herauszufinden, wie viel Gewicht die Stadt tragen kann?«, fragte Ramsa strahlend.

Er war der Einzige von ihnen, der sich in der schwimmenden Stadt mühelos fortbewegen konnte. Er hüpfte voraus und überquerte spielend die schmalen Stege über den sumpfigen Kanälen, während die anderen sich vorsichtig über die wackligen Planken schoben.

»Und wie viel ist das?«, fragte Baji ihm zuliebe.

»Ich denke, sie nähern sich allmählich der Kapazitätsgrenze«, erklärte Ramsa. »Wenn nicht bald etwas gegen das Bevölkerungswachstum unternommen wird, wird Ankhiluun versinken.«

»Man könnte sie landeinwärts schicken«, schlug Baji vor. »Ich wette, wir haben in den letzten Monaten einige Hunderttausend Menschen verloren.«

»Oder man lässt sie einfach noch einen Krieg führen. Gute Methode, um Menschen loszuwerden.« Ramsa sprang auf die nächste Brücke zu.

Rin folgte ihm unbeholfen und blinzelte trübe unter der unversöhnlichen Sonne des Südens.

Sie hatte ihre Kabine auf dem Schiff tagelang nicht verlassen. Sie hatte die kleinstmögliche Tagesdosis Opium genommen, um ihren

Verstand ruhig zu halten und weiter zurechnungsfähig zu bleiben. Aber selbst diese Menge brachte ihren Gleichgewichtssinn so durcheinander, dass sie sich an Bajis Arm klammern musste, während sie landeinwärts gingen.

Rin hasste Ankhiluun. Sie hasste den herben, salzigen Meeressgeruch, der sie auf Schritt und Tritt verfolgte; sie hasste die schiere Lautstärke der Stadt, wenn die Piraten und Kaufleute sich gegenseitig in dem Kauderwelsch der Ankhiluuni anschrien, einer unverständlichen Mischung aus Nikara und westlichen Sprachen. Sie hasste es, dass die schwimmende Stadt über offenem Wasser schwankte und mit jeder heranrollenden Welle auf und ab schaukelte, sodass Rin selbst im Stehen das Gefühl hatte, gleich umzufallen.

Sie wäre nicht hergekommen, wenn es nicht absolut notwendig gewesen wäre. Ankhiluun war der einzige Ort im Reich, an dem sie halbwegs sicher war. Und es war das Hauptquartier der einzigen Menschen, die ihr Waffen verkaufen würden.

Und Opium.

Am Ende des Ersten Mohnkriegs hatte sich die Republik Hesperia mit Delegierten der Föderation von Mugen hingesetzt, um einen Bündnisvertrag zu unterzeichnen, der zwei neutrale Zonen an der nikarischen Küste einrichtete. Die erste war der internationale Hafen von Khurdalain. Die zweite war die schwimmende Stadt Ankhiluun.

Damals war Ankhiluun ein bescheidener Hafen gewesen – nur eine Handvoll unscheinbarer einstöckiger Häuser ohne Keller, weil der schwache Küstensand keine großen Gebäude tragen konnte.

Dann hatte die Trifekta den Zweiten Mohnkrieg gewonnen, und der Drachenkaiser hatte die halbe hesperianische Flotte im südnikarischen Meer kurz und klein gebombt.

Die Abwesenheit von Ausländern hatte Ankhiluun eine Blüte-

zeit beschert. Die Einheimischen besetzten wie Meeresparasiten die halb zerstörten Schiffe und verbanden sie miteinander zu einer schwimmenden Stadt. Jetzt ragte Ankhiluun wie eine ausgestreckte Spinne von der Küste bedenklich weit ins Meer hinaus. Lange Reihen von Holzplanken bildeten ein Netz von Stegen zwischen den zahllosen Schiffen, die am Ufer vor Anker lagen.

Ankhiluun war das Drehkreuz, durch das Mohn in jeder Form ins Reich gelangte. Moags Opium-Klipper segelten von der westlichen Hemisphäre heran und luden ihre Fracht in riesige leere Schiffshüllen, die als Lager dienten. Von dort wurde sie von langen, schmalen Schmugglerbooten abgeholt und strömte wie sickerndes Gift unablässig über die verzweigten Nebenflüsse des Murui in die Blutbahn des Reiches.

Ankhiluun bedeutete große Mengen billigen Opiums, und das bedeutete herrliches, friedliches Vergessen – Stunden um Stunden, in denen Rin nicht nachzudenken oder sich zu erinnern brauchte.

Und das war der Hauptgrund, warum Rin Ankhiluun hasste. Es machte ihr schreckliche Angst. Je mehr Zeit sie hier verbrachte, allein eingeschlossen in ihrer Kabine, berauscht von Moags Drogen, umso weniger fühlte sie sich in der Lage fortzugehen.

»Komisch«, sagte Baji. »Man sollte meinen, dass man uns herzlicher willkommen heißen würde.«

Auf ihrem Weg in die Stadtmitte hatten sie schwimmende Märkte passiert, Müllhaufen an den Kanälen und Reihen von typischen ankhiluunischen Bars, in denen es weder Bänke noch Stühle gab, sondern nur Seile an den Wänden, in die sich die betrunkenen Gäste mit den Achseln hängen konnten.

Aber sie waren jetzt seit mehr als einer halben Stunde unterwegs. Sie befanden sich tief im Herzen der Stadt, gut sichtbar für die Bewohner, und niemand war auf sie zugehtreten.

Moag musste wissen, dass sie zurück waren. Moag wusste alles, was in der schwimmenden Stadt geschah.

»So betreibt Moag ihre Machtpolitik.« Rin blieb stehen, um zu Atem zu kommen. Von den schaukelnden Planken wurde ihr übel. »Sie kommt nicht zu uns. Wir müssen zu ihr gehen.«

Es war nicht leicht, bei Chiang Moag eine Audienz zu bekommen. Die Piratenkönigin umgab sich mit so vielen Sicherheitsvorkehrungen, dass niemand genau wusste, wo sie sich aufhielt. Nur die schwarzen Lilien, ihre Kohorte von Spioninnen und Gehilfinnen, konnte ihr verlässlich eine Nachricht überbringen, und die Lilien waren nur auf einem schreiend bunten Vergnügungskahn zu finden, der in der Mitte des Hauptkanals der Stadt trieb.

Rin schaute auf und beschirmte die Augen gegen die Sonne. »Da drüben.«

Die *Schwarze Orchidee* war weniger ein Schiff als ein schwimmendes dreistöckiges Haus. Farbenfrohe Laternen hingen an den schrägen Pagodendächern, und aus den Papierfenstern drang ständig unzüchtige, energiegeladene Musik. Jeden Tag ab mittags kroch die *Schwarze Orchidee* den stillen Kanal hinauf und hinunter und nahm Gäste auf, die in leuchtend roten Sampans herangerudert wurden.

Rin wühlte in ihren Taschen. »Hat mal jemand einen Kupferling?«

»Ja, ich.« Baji warf dem Sampanföhrer eine Münze zu, und sein Boot legte kurz an, um die Cike zu dem Vergnügungskahn zu bringen.

Einige Lilien, die im ersten Stockwerk lässig am Geländer lehnten, winkten ihnen unbekümmert zu, als sie sich näherten. Baji stieß einen Pfiff aus.

»Lass das«, zischte Rin.

»Warum?«, fragte Baji. »Es macht sie glücklich. Siehst du, sie lächeln.«

»Nein, sie denken, dass du leichte Beute bist.«

Die Lilien waren Moags Privatarmee schrecklich attraktiver Frauen, alle mit birnengroßen Brüsten und so schmalen Taillen, dass sie aussahen, als drohten sie jeden Moment in der Mitte durchzubrechen. Sie waren ausgebildete Kampfkünstlerinnen, Sprachkundige und durchweg die widerlichste Gruppe von Frauen, der Rin je begegnet war.

Eine Lilie hielt sie oben an der Laufplanke an, die kleine Hand ausgestreckt, als ob sie körperlich dazu in der Lage wäre, sie am Betreten des Bootes zu hindern. »Ihr habt keinen Termin.«

Sie war eindeutig ein neues Mädchen. Sie konnte nicht älter als fünfzehn sein. Im Gesicht trug sie nur kleine Kleckse Lippenstift, ihre Brüste waren nichts weiter als Knospen, die sich unter der Bluse abzeichneten, und ihr schien nicht klar zu sein, dass sie vor einer Handvoll der gefährlichsten Menschen des Reiches stand.

»Ich bin Fang Runin«, stellte Rin sich vor.

Das Mädchen sah sie mit hochgezogenen Brauen an. »Wer?«

Rin hörte, wie Ramsa sein Kichern in ein Hüsteln verwandelte.

»Fang Runin«, wiederholte sie. »Ich brauche keinen Termin.«

»Oh, Schätzchen, so läuft das hier nicht.« Das Mädchen klopfte mit schlanken Fingern auf seine unmöglich schmale Taille. »Ihr müsst einen Termin machen, und wir sind Tage im Voraus ausgebucht.« Sie spähte über Rins Schulter zu Baji, Suni und Ramsa. »Außerdem kostet es für Gruppen von mehr als vier Personen extra. Die Mädchen haben es nicht gern, wenn man teilt.«

Rin griff nach ihrem Säbel. »Hör mal zu, du kleines Miststück ...«

»Zurück.« Plötzlich hielt das Mädchen eine Handvoll Nadeln in der Hand, die es im Ärmel versteckt haben musste. Die Spitzen der Nadeln waren purpur von Gift. »Niemand berührt eine Lilie.«

Rin kämpfte gegen den plötzlichen Drang, das Mädchen zu ohrfeigen. »Wenn du nicht auf der Stelle zur Seite trittst, ramme ich dir diese Klinge so tief in deinen ...«

»Na, das ist aber eine Überraschung.« Die Seidenvorhänge über dem Haupteingang raschelten, und eine üppige Gestalt erschien an Deck. Rin unterdrückte ein Stöhnen.

Es war Sarana, eine schwarze Lilie höchsten Ranges und Moags persönliche Favoritin. Sie war Moags Mittelsfrau bei den Cike, seit sie vor drei Monaten in Ankhiluun gelandet waren. Sie besaß eine unerträglich scharfe Zunge, eine Vorliebe für sexuelle Anspielungen und – Baji zufolge – die perfektesten Brüste südlich des Murui.

Rin hasste sie.

»Dich hätten wir hier nicht erwartet.« Sarana kam näher und legte den Kopf schief. »Wir dachten, du würdest dich nicht für Frauen interessieren.«

Sie wiegte sich beim Sprechen hin und her und betonte jedes Wort mit einem Hüftschwung. Baji stieß einen erstickten Laut aus. Ramsa starrte unverfroren auf Saranas Brust.

»Ich muss Moag sprechen«, erklärte Rin.

»Moag ist beschäftigt«, entgegnete Sarana.

»Moag dürfte klug genug sein, mich nicht warten zu lassen.«

Sarana hob die fein gezupften Brauen. »Sie mag es auch nicht, respektlos behandelt zu werden.«

»Muss ich deutlicher werden?«, blaffte Rin. »Wenn du nicht willst, dass dieses Boot in Flammen aufgeht, dann sagst du jetzt deiner Herrin, dass ich eine Audienz will!«

Sarana täuschte ein Gähnen vor. »Sei lieb zu mir, Speerly. Sonst gehe ich petzen.«

»Ich könnte euren Kahn auf der Stelle versenken.«

»Und Moag würde dich mit Pfeilen spicken lassen, noch bevor du von Bord wärst.« Sarana entließ ihr Gegenüber mit einer arro-

ganten Handbewegung. »Verschwinde, Speerly. Wir schicken nach dir, wenn Moag so weit ist.«

Rin sah rot.

Was für eine verdammte Unverschämtheit.

Sarana mochte es als Beleidigung aufgefasst haben, aber Rin war schließlich eine Speerly. Sie hatte im Alleingang den Dritten Mohnkrieg gewonnen. Sie hatte ein verdammtes Land zerstört. Sie war nicht so weit gekommen, um sich mit einer dummen Lilienhure alberne Wortgefechte zu liefern.

Ihre Hände schnellten vor und packten Sarana am Kragen. Sarana griff nach ihrem Haarteil, das zweifellos vergiftet war, aber Rin stieß sie gegen die Wand, drückte ihr den Ellbogen an die Kehle und hielt mit der anderen Hand ihr rechtes Handgelenk fest.

Dann beugte sie sich vor, um die Lippen an Saranas Ohr zu pressen. »Vielleicht wähnst du dich jetzt in Sicherheit. Vielleicht drehe ich mich einfach um und gehe. Dann prahlst du bei den anderen Schlampen damit, wie du die Speerly verscheucht hast! Du Glückliche! Aber dann, eines Nachts, wenn du die Laternen ausgemacht und die Laufplanke eingeholt hast, riechst du Rauch in deiner Kabine. Du läufst an Deck, aber da brennen die Flammen schon so heiß, dass du keinen halben Meter weit sehen kannst. Du weißt, dass ich es war, aber du wirst es Moag nicht sagen können, weil eine Feuerwand dir die schöne Haut vom Leib brennen wird, und das Letzte, was du siehst, bevor du vom Schiff in kochend heißes Wasser springst, ist mein lachendes Gesicht.« Rin grub ihr den Ellbogen tiefer in die bleiche Kehle. »Leg dich nicht mit mir an, Sarana.«

Sarana schlug hektisch nach Rins Handgelenken.

Rin legte den Kopf schief. »Was war das?«

Saranas Stimme war ein ersticktes Flüstern. »Moag ... macht vielleicht eine Ausnahme.«

Rin ließ sie los. Sarana sackte gegen die Wand und fächelte sich hektisch Luft zu.

Der rote Nebel zog sich von den Rändern von Rins Gesichtsfeld zurück. Sie ballte die Faust und öffnete sie wieder, stieß einen langen Atemzug aus und wischte sich die Hand an der Tunika ab. »Das klingt schon besser.«

»Wir sind da«, verkündete Sarana.

Rin nahm sich die Augenbinde ab. Sarana hatte sie gezwungen, allein zu kommen – die anderen waren nicht böse gewesen, auf dem Vergnügungskahn zu bleiben –, und ihre nackte Verletzlichkeit hatte sie während des ganzen Weges durch die Kanäle zucken und schwitzen lassen.

Zuerst sah sie nichts als Dunkelheit. Dann gewöhnten ihre Augen sich an das schummrige Licht, und sie bemerkte, dass der Raum von kleinen, flackernden Feuerlampen erhellt wurde. Sie sah keine Fenster, keinen Hauch von Sonnenschein. Sie wusste nicht, ob sie sich auf einem Schiff oder in einem Gebäude befanden, ob es Nacht geworden war oder ob der Raum einfach nur so gut verschlossen war, dass von außen kein Licht eindrang. Es war viel kühler als draußen. Rin glaubte noch immer, das Schaukeln des Meeres unter den Füßen spüren zu können, aber nur schwach, und sie wusste nicht, ob es echt oder nur Einbildung war.

Wo immer sie war, es war riesig. Ein vor Anker liegendes Kriegsschiff? Ein Lagerhaus?

Sie sah klobige Möbelstücke mit geschwungenen Beinen, die aus dem Ausland stammen mussten; solche Tische baute man nicht im Reich. An den Wänden hingen Porträts, aber es konnten keine Ninkara sein; die Dargestellten waren hellhäutig, sahen zornig aus und trugen absurde weiße Perücken. Ein großer Tisch, an dem zwanzig Personen Platz fanden, stand in der Mitte des Raumes.

Auf der anderen Seite saß, flankiert von einer Schwadron von Lilienbogenschützinnen, die Piratenkönigin persönlich.

»Ruin.« Moags Stimme klang rau und gedehnt, tief und seltsam fesselnd. »Immer ein Vergnügen.«

Auf den Straßen von Ankhiluun wurde Moag die steinerne Witwe genannt. Sie war eine hochgewachsene, breitschultrige Frau und eher gut aussehend als hübsch. Es hieß, sie sei eine Prostituierte aus der Bucht, die einen der vielen Piratenkapitäne Ankhiluuns geheiratet hatte. Dann war er unter Umständen gestorben, die nie richtig untersucht worden waren, und in der Folge war Moag stetig in der Piratenhierarchie Ankhiluuns aufgestiegen und hatte eine Flotte von nie dagewesener Stärke zusammengestellt. Sie war die Erste, die die Piratengruppen Ankhiluuns unter einer Flagge geeint hatte. Vor ihrer Herrschaft hatten die verschiedenen Banditen Ankhiluuns sich genauso gegenseitig bekriegt, wie es die zwölf Provinzen Nikans seit dem Tod des Roten Kaisers taten. In gewisser Weise war ihr das gelungen, was Daji nicht vermocht hatte: Sie hatte ungleiche Soldatengruppen davon überzeugt, einer Sache zu dienen – ihr selbst.

»Ich glaube nicht, dass du schon einmal in meinem Privatkontor warst.« Moag machte eine den Raum umfassende Handbewegung. »Hübsch hier, nicht? Die Hesperianer waren unerträglich lästig, aber für Einrichtung hatten sie ein Händchen.«

»Was ist mit den ursprünglichen Besitzern passiert?«, erkundigte Rin sich.

»Kommt drauf an. Ich schätze, die hesperianische Marine hat ihren Matrosen das Schwimmen beigebracht.« Moag deutete auf den Stuhl ihr gegenüber. »Setz dich.«

»Nein, danke.« Rin konnte es nicht mehr ertragen, auf Stühlen zu sitzen. Sie verabscheute es, wie die zugehörigen Tische ihr die Beine blockierten – wenn sie aufsprang oder fliehen wollte, stieß

sie mit den Knien gegen die Platte und verlor wertvolle Zeit für die Flucht.

»Wie du wünschst.« Moag neigte den Kopf zur Seite. »Wie ich hörte, ist Adlaga nicht gut gelaufen.«

»Ich wurde abgelenkt«, antwortete Rin. »Hatte eine un erhoffte Begegnung mit Daji.«

»Oh, ich weiß«, entgegnete Moag. »Die ganze Küste weiß davon. Und du weißt sicher, wie Sinegard es dargestellt hat, nicht? Du bist die abtrünnige Speerly, Verräterin der Krone. Deine mungenischen Peiniger haben dich in den Wahnsinn getrieben, und jetzt bist du eine Gefahr für jeden, der dir begegnet. Das Kopfgeld, das auf dich ausgesetzt ist, ist auf sechstausend kaiserliche Silberstücke erhöht worden. Das Doppelte, wenn du noch lebst.«

»Wie nett«, sagte Rin.

»Du wirkst nicht besonders besorgt.«

»Sinegard hat recht.« Rin beugte sich vor. »Hört zu, Yang Yufu ist tot. Wir konnten seinen Kopf nicht mitnehmen, aber Eure Späher werden alles bestätigen, sobald sie Adlaga erreichen. Es ist Zeit zu bezahlen.«

Moag ignorierte diese Feststellung und stützte das Kinn auf die Fingerspitzen. »Ich verstehe es nicht. Warum diese Mühe?«

»Moag, bitte ...«

Moag hob eine Hand, um sie zu unterbrechen. »Erkläre es mir. Du hast mehr Macht, als die meisten sich zu erträumen wagen. Dir stehen alle Möglichkeiten offen. Du könntest Kriegsherrin werden. Piratin. Teufel noch mal, Kapitänin eines meiner Schiffe, wenn du willst. Warum wählst du weiter diesen Kampf?«

»Weil Daji den Krieg begonnen hat«, erklärte Rin. »Weil sie meine Freunde getötet hat. Weil sie auf dem Thron bleibt, obwohl sie nicht auf dem Thron sitzen dürfte. Weil irgendjemand sie töten muss, und da mache ich es lieber selbst.«

»Aber warum?«, drang Moag in sie. »Niemand hasst unsere Kaiserin so sehr wie ich. Aber eins muss dir klar sein, kleines Mädchen: Du wirst keine Verbündeten finden. Die Revolution ist in der Theorie schön und gut, aber niemand will sterben.«

»Ich bitte niemanden sonst, es zu riskieren. Gebt mir einfach nur Waffen.«

»Und wenn du versagst? Denkst du nicht, die Miliz wird herausfinden, woher die Waffen stammen?«

»Ich habe für Euch dreißig Männer getötet«, blaffte Rin. »Ihr schuldet mir die Waffen, die ich will. Das war die Abmachung. Ihr könnt nicht einfach ...«

»Was kann ich nicht?« Moag beugte sich vor und schloss beringte Finger um den Griff ihres Dolches. Sie wirkte ungemein erheitert. »Du denkst, ich schulde dir etwas? Kraft welchen Vertrages? Nach welchen Gesetzen? Was hast du vor, willst du mich vor Gericht bringen?«

Rin sah sie überrascht an. »Aber Ihr habt gesagt ...«

»Aber Ihr habt gesagt«, verspottete Moag sie mit hoher Stimme. »Die Leute sagen ständig Sachen, die sie nicht meinen, kleine Speerly.«

»Aber wir hatten eine Abmachung!« Rin hob die Stimme, doch sie klang wehleidig, nicht dominant. Selbst in ihren eigenen Ohren hörte sie sich kindisch an.

Mehrere Lilien kicherten hinter ihren Fächern.

Rin ballte die Hände zu Fäusten. Das restliche Opium hinderte sie daran, in Feuer auszubrechen, aber trotzdem drang ein roter Nebel in ihr Gesichtsfeld.

Sie holte tief Luft. *Berubige dich.*

Auch wenn sie Moag im Moment am liebsten umgebracht hätte, bezweifelte sie stark, dass es selbst ihr gelingen würde, lebend aus Ankhiluun herauszukommen.

»Weißt du, für jemanden mit deiner Erfahrung bist du unglaublich dumm«, sagte Moag. »Speerlyfähigkeiten, Sinegardausbildung, Milizdienst, aber den Lauf der Welt verstehst du immer noch nicht. Dein Mittel der Wahl ist brutale Gewalt. Ich brauche dich und ich bin die Einzige, die dich bezahlen kann, was bedeutet, dass du mich brauchst. Beschwer dich, so viel du willst. Damit erreichst du gar nichts.«

»Aber Ihr bezahlt mich nicht.« Rin konnte nicht anders. »Also zum Teufel mit Euch.«

Elf Pfeilspitzen zielten auf ihre Stirn, bevor sie sich bewegen konnte.

»Zurück«, zischte Sarana.

»Sei nicht so dramatisch.« Moag betrachtete ihre lackierten Nägel. »Ich versuche nur, dir zu helfen. Du bist jung. Du hast noch dein ganzes Leben vor dir. Warum es für Rache vergeuden?«

»Ich muss in die Hauptstadt«, beharrte Rin dickköpfig. »Und wenn Ihr mir keine Waffen gebt, dann suche ich sie mir woanders.«

Moag seufzte theatralisch, drückte sich die Finger an die Schläfen und verschränkte dann die Arme auf dem Tisch. »Ich schlage einen Kompromiss vor. Noch einen weiteren Auftrag, und dann gebe ich dir alles, was du willst. Einverstanden?«

»Was, soll ich Euch jetzt vertrauen?«

»Welche Wahl hast du?«

Rin verdaute das. »Was ist das für ein Auftrag?«

»Wie stehst du zu Seeschlachten?«

»Ich hasse sie.« Rin war nicht gern auf offener See. Bisher hatte sie sich nur zu Aufträgen an Land bereit erklärt, und Moag wusste das. Auf dem Meer konnte sie zu leicht kampfunfähig gemacht wurde.

Feuer und Wasser vertrugen sich nicht.

»Eine gesunde Belohnung würde dich sicher umstimmen.« Moag stöberte in ihrem Schreibtisch, förderte eine Kohlezeichnung eines Schiffes hervor und schob sie über den Tisch. »Das ist die *Reiber*. Standardmäßiger Opium-Klipper. Rote Segel, ankhiluunische Flagge, es sei denn, der Kapitän hat sie ausgewechselt. Seine Buchführung ist schon seit Monaten fehlerhaft.«

Rin starrte sie an. »Ihr wollt, dass ich jemanden wegen Fehlern in der Buchführung töte?«

»Er behält mehr als seinen gerechten Anteil am Profit für sich und ist dabei sehr geschickt zu Werk gegangen. Er hat einen Buchhalter dazu gebracht, die Zahlen zu frisieren, sodass ich Wochen gebraucht habe, um es zu bemerken. Aber wir bewahren alles in dreifacher Ausführung auf. Die Zahlen lügen nicht. Ich will, dass du dein Schiff versenkst.«

Rin betrachtete die Zeichnung. Sie kannte die Bauweise des Schiffes. Moag hatte mindestens ein Dutzend solcher Klipper in Ankhiluuns Hafen liegen. »Ist er noch in der Stadt?«

»Nein. Aber er wird in wenigen Tagen im Hafen zurückerwartet. Er denkt, ich weiß nicht, was er getan hat.«

»Warum entledigt Ihr Euch seiner nicht selbst?«

»Unter normalen Umständen würde ich das auch«, erklärte Moag. »Aber dann müsste ich ihm Piratenrecht gewähren.«

»Seit wann schert sich Ankhiluun um Gerechtigkeit?«

»Die Tatsache, dass wir vom Reich unabhängig sind, macht uns nicht zu einer Anarchie, meine Liebe. Wir würden eine Gerichtsverhandlung abhalten. Das ist in Unterschlagungsfällen die Regel. Aber ich will ihm keine gerechte Verhandlung zubilligen. Er ist beliebt und hat zu viele Freunde in dieser Stadt, und eine Bestrafung durch meine Hand würde sicher Vergeltung nach sich ziehen. Mir ist nicht nach Politik. Ich will, dass er aus dem Wasser gesprengt wird.«

»Keine Gefangenen?«

Moag grinste. »Sind eher nebensächlich.«

»Dann werde ich mir einen Klipper ausborgen müssen.«

Moags Lächeln wurde breiter. »Wenn du das für mich tust, kannst du den Klipper behalten.«

Es war nicht optimal. Rin brauchte ein Schiff mit Milizfarben, kein Schmugglerboot, und Moag konnte ihr trotzdem noch die Waffen und das Geld vorenthalten. Nein – sie musste davon ausgehen, dass Moag sie auf die eine oder andere Art betrügen würde.

Aber sie besaß kein Druckmittel. Moag hatte die Schiffe und die Soldaten, daher konnte sie die Bedingungen diktieren. Rin hatte nur die Fähigkeit, Menschen zu töten, und konnte diese Fähigkeit an sonst niemanden verkaufen.

Sie hatte keine andere Wahl. Strategisch stand sie mit dem Rücken zur Wand, und ihr fiel kein Ausweg ein.

Aber sie kannte jemanden, dem einer einfallen würde.

»Ich möchte Euch um noch etwas bitten«, sagte sie. »Kitays Adresse.«

»Kitay?« Moag zog die Augen zusammen. Rin sah förmlich, wie die Gedanken sich in ihrem Kopf überschlugen, während sie festzustellen versuchte, ob es sich um eine Verpflichtung handelte und ob die wohlwollende Geste sich lohnte.

»Wir sind Freunde«, bemerkte Rin, so glatt sie konnte. »Wir waren Klassenkameraden. Ich mag ihn. Das ist alles.«

»Und du erkundigst dich erst jetzt nach ihm?«

»Wir werden nicht aus der Stadt fliehen, falls Ihr deswegen besorgt seid.«

»Oh, das wird euch auch nicht gelingen.« Moag bedachte sie mit einem mitleidigen Blick. »Aber er hat mich gebeten, dir nicht zu verraten, wo er ist.«

Es hätte sie nicht überraschen dürfen. Es tat trotzdem weh.

»Das spielt keine Rolle«, stellte sie fest. »Ich will die Adresse.«

»Ich habe ihm mein Wort gegeben.«

»Euer Wort bedeutet gar nichts, alte Hexe.« Rin konnte ihre Ungeduld nicht verbergen. »Im Moment zögert Ihr nur, weil es Euch Spaß macht.«

Moag lachte. »Wie wahr, wie wahr. Er wohnt im alten Ausländerviertel. In einem sicheren Haus ganz am Ende des Steges. An den Türpfosten wirst du Zeichen der Flotte der Roten Dschunke sehen. Ich habe einen Wachmann dort postiert, aber ich werde ihm sagen, dass er sich zurückziehen soll, wenn er dich sieht. Soll ich ihn wissen lassen, dass du kommst?«

»Bitte nicht«, erwiderte Rin. »Ich möchte ihn überraschen.«

Das alte Ausländerviertel war stumm und still, eine seltene Oase der Ruhe in dem unablässigen Lärm Ankhiluuns. Die Hälfte der Häuser war verlassen – seitdem die Hesperianer weggezogen waren, hatte hier niemand mehr gewohnt, und die verbliebenen Gebäude wurden nur noch als Lagerstätten genutzt. Kein Lichtermeer erhellte den Stadtteil wie den Rest von Ankhiluun. Dieser Bezirk lag weit entfernt von dem offenen zentralen Platz, zu dem Moags Wachen mühelos Zugang hatten.

Das gefiel Rin nicht.

Aber es war wichtig, dass Kitay geschützt war. Taktisch gesehen wäre es fatal, wenn ihm etwas zustieße. Er war ein bemerkenswerter Quell des Wissens. Er las alles und vergaß nichts. Moag musste klar sein, dass er ihr nur lebendig von Nutzen sein konnte, wenn sie ihn unter Hausarrest gestellt hatte.

Das einsame Haus am Ende der Gasse trieb ein wenig abseits vom Rest der dümpelnden Straße, gehalten nur von zwei langen Ketten und einem gefährlich schwankenden Steg. Rin setzte vorsichtig einen Schritt nach dem anderen auf die krumm und schief

zusammengenagelten Bretter, dann klopfte sie an die Holztür. Keine Reaktion.

Sie probierte die Klinke. Die Tür hatte nicht einmal ein Schloss – sie konnte kein Schlüsselloch sehen. Man hatte es Kitay unmöglich gemacht, Besucher fernzuhalten.

Rin drückte die Tür auf.

Das Erste, was ihr auffiel, war das Chaos – jede verfügbare Fläche war von einem Durcheinander aus vergilbenden Büchern, Landkarten und Rechnungsbüchern übersät. Blinzelnd schaute sie sich in dem fahlen Lampenlicht um, bis sie endlich Kitay fand. Er saß fast vergraben unter Stapeln ledergebundener Bücher in einer Ecke, einen dicken Wälzer auf dem Schoß.

»Ich habe schon gegessen«, erklärte er, ohne aufzuschauen.
»Komm morgen früh wieder.«

Sie räusperte sich. »Kitay.«

Er sah hoch. Seine Augen wurden groß.

»Hallo«, begrüßte sie ihn.

Langsam legte er sein Buch beiseite.

»Darf ich reinkommen?«, fragte sie.

Kitay sah sie lange an, bevor er sie hereinwinkte. »Klar.«

Sie schloss die Tür hinter sich. Er machte keine Anstalten aufzustehen, daher bahnte sie sich zwischen den Papieren hindurch einen Weg zu ihm, wobei sie darauf achtete, auf nichts Wichtiges zu treten. Kitay hatte es immer gehasst, wenn man sein sorgfältig angeordnetes Chaos durcheinanderbrachte. Während der Prüfungszeit in Sinegard war er jedes Mal ausgerastet, wenn jemand seine Tintenfässer verschob.

Der Raum war so vollgestopft, dass die einzige freie Fläche ein Stück Boden an der Wand neben ihm war. Rin ließ sich in den Schneidersitz sinken, ohne ihn zu berühren, und legte die Hände auf die Knie.

Für einen Augenblick schauten sie sich nur an.

Rin wünschte sich verzweifelt, sein Gesicht zu berühren. Kitay sah schwach aus und viel zu dünn. Er hatte sich seit GolyN Niis etwas erholt, doch selbst jetzt ragten seine Schlüsselbeine noch in einem beängstigenden Maß hervor, und seine Handgelenke wirkten so zart, dass sie sie mit einem Ruck hätte brechen können. Er hatte sich das Haar zu einer langen, lockigen Mähne wachsen lassen, die er sich am Hinterkopf hochgesteckt hatte. Dadurch stachen seine Wangenknochen noch mehr hervor als ohnehin schon.

Er hatte nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit dem Jungen, den sie in Sineward kennengelernt hatte.

Der Unterschied lag in seinen Augen. Sie waren früher so strahlend gewesen, erhellt von einer fiebrigen Neugier auf alles. Jetzt waren sie einfach nur stumpf und leer.

»Darf ich bleiben?«, fragte sie.

»Ich habe dich reingelassen, oder nicht?«

»Du hast Moag gebeten, mir deine Adresse nicht zu verraten.«

»Oh.« Er blinzelte. »Ja. Stimmt.«

Er wollte ihr nicht in die Augen sehen. Sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er ihr böse war, aber selbst nach all den Monaten wusste sie immer noch nicht genau, warum.

Doch – sie wusste es schon, sie wollte nur nicht zugeben, dass sie sich geirrt hatte. Das eine Mal, dass sie deswegen gestritten hatten, sich richtig heftig gestritten hatten, hatte er ihr die Tür vor der Nase zugeknallt und kein Wort mehr mit ihr gesprochen, bis sie festes Land erreicht hatten.

Sie hatte sich seitdem nicht gestattet, darüber nachzudenken. Es kam in den Abgrund, genau wie jede andere Erinnerung, die das Verlangen nach ihrer Pfeife weckte.

»Wie geht es dir?«, fragte sie.

»Ich stehe unter Hausarrest. Was denkst du denn, wie es mir geht?«

Sie ließ die Augen über die Papiere schweifen, die auf dem Tisch ausgebreitet lagen. Sie übersäten den Boden, beschwert mit Tintenfässern.

Ihr Blick landete auf dem Rechnungsbuch, in das er geschrieben hatte. »Sie sorgt zumindest dafür, dass du beschäftigt bist.«

»Ja, so kann man das nennen.« Er klappte das Buch zu. »Ich arbeite für eine der meistgesuchten Verbrecherinnen des Reiches, und sie zwingt mich, ihre Steuern zu machen.«

»Ankhilluun zahlt doch gar keine Steuern.«

»Nicht an das Reich. An Moag.« Kitay zwirbelte den Schreibpinsel zwischen den Fingern. »Moag leitet einen großen Verbrecherring mit einem Steuersystem, das genauso kompliziert ist wie das einer Stadtbürokratie. Aber das Buchführungssystem, das bisher verwendet wurde, ist ...« Er wedelte mit den Händen. »Wer immer sich das ausgedacht hat, hatte keine Ahnung von Zahlen.«

Was für ein glänzender Schachzug von Moag, dachte Rin. Kitay besaß die geistige Gewandtheit von zwanzig Gelehrten zusammen. Er konnte blitzschnell unfassbar große Summen addieren, und sein Verständnis für Strategie konnte es mit dem Meister Irjahs aufnehmen. Der Hausarrest hatte ihn zwar mürrisch gemacht, aber einem Rätsel konnte er nicht widerstehen. Die Rechnungsbücher waren für ihn wie ein Eimer voll Spielzeug für ein neugieriges Kind.

»Wirst du gut behandelt?«, fragte sie.

»Es geht. Ich bekomme zwei Mahlzeiten am Tag. Manchmal mehr, wenn ich brav war.«

»Du siehst dünn aus.«

»Das Essen ist nicht besonders.«

Er wollte sie immer noch nicht ansehen. Sie wagte es, ihm eine Hand auf den Arm zu legen. »Es tut mir leid, dass Moag dich hier festhält.«

Er riss den Arm weg. »Es war nicht deine Entscheidung. Ich würde das Gleiche tun, wenn ich mich selbst gefangen genommen hätte.«

»Moag ist eigentlich gar nicht so schlimm. Sie behandelt ihre Leute gut.«

»Und sie greift auf Gewalt und Erpressung zurück, um eine äußerst illegale Stadt zu führen, die Sinegard seit zwanzig Jahren anlügt«, kritisierte Kitay. »Ich fürchte, du verlierst hier allmählich dein Augenmaß, Rin.«

Diese Bemerkung ärgerte sie. »Ihre Leute sind immer noch besser dran als die Untertanen der Kaiserin.«

»Den Untertanen der Kaiserin würde es gut gehen, wenn ihre Generäle nicht ständig versuchen würden, Hochverrat zu begehen.«

»Warum bist du Sinegard gegenüber so loyal?«, wollte Rin wissen. »Die Kaiserin hat nicht das Geringste für dich getan.«

»Meine Familie dient seit zehn Generationen der Krone von Sinegard«, sagte Kitay. »Und ich helfe dir nicht bei deinem persönlichen Rachefeldzug, nur weil du denkst, dass die Kaiserin die Schuld am Tod deines blöden Kommandanten trägt. Also kannst du aufhören, so zu tun, als wärest du meine Freundin, Rin, denn ich weiß, dass du nur deshalb gekommen bist.«

»Ich denke das nicht nur«, gab sie zurück, »ich weiß es. Und ich weiß, dass die Kaiserin die Föderation auf nikarisches Gebiet eingeladen hat. Sie wollte diesen Krieg, sie hat die Invasion angezettelt, und alles, was du in GolyN Niis gesehen hast, war Dajis Schuld.«

»Falsche Anklagen.«

»Ich habe es aus Shiros Mund gehört!«

»Und Shiro hatte keinen Grund, dich zu belügen?«

»Hat Daji keinen Grund, dich zu belügen?«

